

Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

Nr. 25.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 17. Juli 1887.

Große Ausgabe mit Supplement
und allen Kupfern: 4½ M.

XIV. Jahrg.

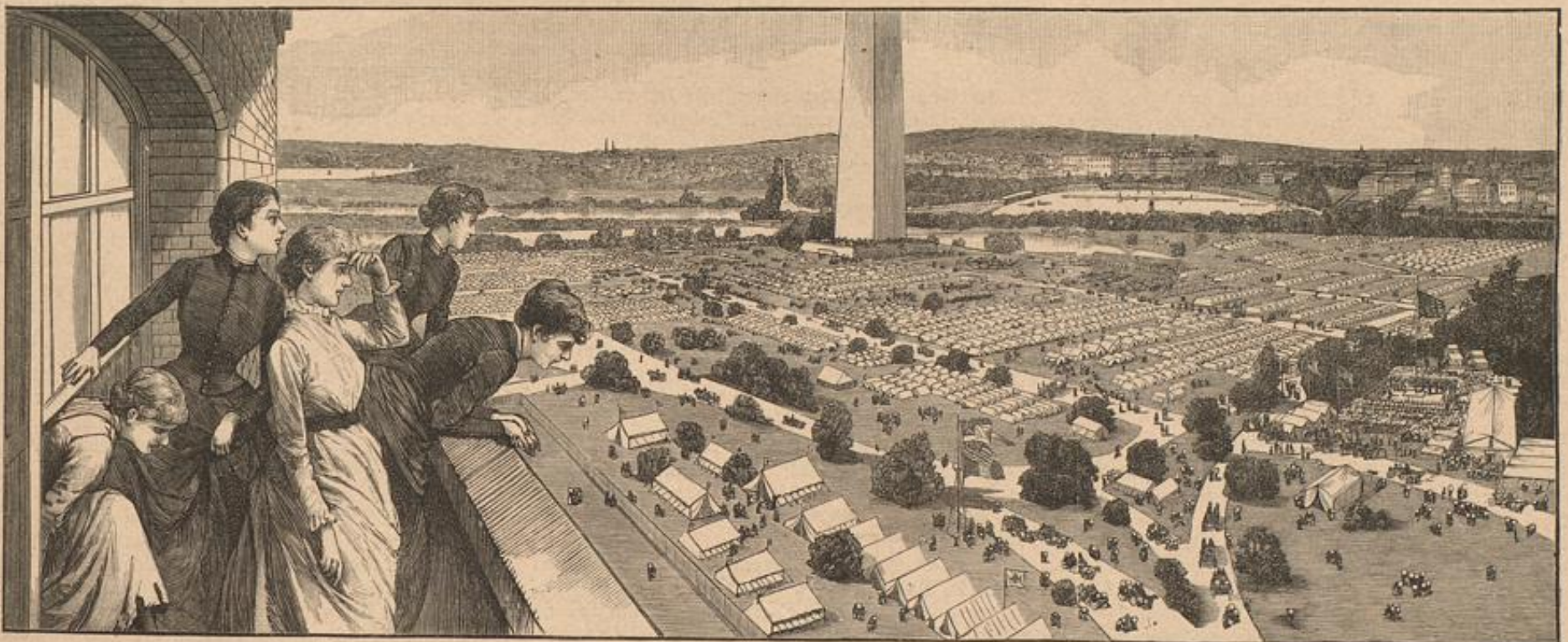


Dr. Georg Kopp, der neu ernannte Fürstbischof von Breslau.

Dr. Georg Kopp, am 24. Juli 1837 zu Duderstadt auf dem hannoverschen Eichsfelde geboren, besuchte das Gymnasium Josephinum in Hildesheim, wurde dann Telegraphist im hannoverschen Staatsdienste, wendete sich aber nach zwei Jahren wieder dem Studium zu, trat 1861 in das Hildesheimer Priester-Seminar ein und empfing im folgenden Jahre die Weihen. Nachdem er nun als Schulvicar, dann als Kaplan, später als Hilfsarbeiter am bischöflichen General-Vicariat zu Hildesheim gewirkt, wurde er 1871 General-Vicar des Bischofs von Hildesheim und Dom-Capitular. Am 2. November 1881 erfolgte seine Ernennung zum Bischof von Fulda. Welche bedeutende Rolle er bei der Beilegung des kirchenpolitischen Streites in Preußen gespielt, ist bekannt.

Graf Eberhard zu Solms-Sonnenwalde, der neuernannte deutsche Botschafter am Hofe zu Rom.

Graf Clemens Eberhard Theodor zu Solms-Sonnenwalde, am 2. Juli 1825 geboren, trat früh in die diplomatische Laufbahn ein und war unter dem Grafen von der Goltz, später unter dem Freiherrn von Werther erster Secretär der deutschen Botschaft in Paris. Viele Jahre bekleidete er dann den Gesandtschaftsposten in der spanischen Hauptstadt und hatte während des Conflictes, der infolge des Carolinen-Streites zwischen Spanien und Deutschland ausbrach, seinen feinen diplomatischen Tact bekundet. Die Berufung auf den Botschaftersposten am Quirinal zeigt, in wie hohem Maße Graf Solms-Sonnenwalde das Vertrauen der deutschen Regierung genießt.



Feldlager nordamerikanischer Truppen im Parke des Weißen Hauses zu Washington. Von C. Uppham.

Einen kriegerischen Anblick bot in den Tagen vom 23. zum 27. Mai die Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten, oder vielmehr der südliche Theil des ausgedehnten Parkes, der, von dem Potomac-Flusse durchströmt, an das „Weiße Haus“ stößt. Hier fanden fünf Tage hindurch Truppen-Übungen statt, und für den größten Theil der Soldaten war rings um das Washington-Monument, einen Obelisken von 550 Fuß Höhe, das Zeltlager errichtet, das

Abends aufgeschlagen und in aller Frühe wieder abgedrohen wurde. Das militärische Schauspiel war interessant und abwechslungsreich; es bot Übungen aller Waffengattungen, auch der Marine, welche letztere an einem der Abende sogar eine ganze Seeschlacht vorführte, den Kampf des berühmten, 1831 beim Ausbruch des Bürgerkrieges von Ericsson erbauten Panzerschiffes „Monitor“ mit dem südstaatlichen Blotadebrecher „Merrimac“. Welch pittoresken Anblick das

Lager bot, läßt unser Bild, das vom Balcon des Stempelamtes aufgenommen wurde, deutlich erkennen. Die Mitte des Bildes durchschneidet im Hintergrunde der Washington-Obelisk, und unten rechts sehen wir das Hauptquartier, vor dem gerade die feierliche Eröffnung des Feldlagers stattfindet. Vor dem Zelte des kommandirenden Generals haben einige Kompagnien Infanterie ein Quarre gebildet, innerhalb dessen die Einweihung einer neuen Garnison-Fahne erfolgt.

Unter Bauern.

Erzählung von H. Willinger.

(Fortsetzung.)

Zwischen schoß Hansei wie eine Gerte in die Höhe; er sollte jetzt in der Wirtschaft helfen, ein tüchtiger Bauer werden und dann, nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre, eine Schnitzerschule besuchen. Aber in den Burjchen war ein böser Geist gefahren; er hatte keine Freude mehr an seinen grobgeschmizten Gemsen, Pferden und Kühen und suchte dieses Mißbehagen an seiner Umgebung zu rächen. Er arbeitete mit dem um sechs Jahre älteren Toni zusammen, dessen rohe, gewöhnliche Natur ihn von jeher abgestoßen hatte, jetzt aber zu beständigen Händeln reizte. Täglich mußte die Lept-Bäuerin die Kaufenden trennen oder den Jüngsten gegen die anderen Brüder verteidigen, die nicht aufhörten, über ihn zu klagen. Ein Umstand erfüllte die Lept-Bäuerin mit besonderer Genugthuung: gegen die Nachbarsleute, die Jugendgespielin lehrte Hansei nicht weniger Schroffheit heraus, als gegen die Seinen. Ja, er ging jeder Annäherung von drüben scheu aus dem Wege und kehrte nie mehr des Sonntag Nachmittags beim alten Ebner ein, der nun nicht mehr auf seinem Waldhorn blies, aber andächtig dem hellen Gesange des Enkelkinds lauschte. Kein anderes Bedürfnis, als das nach Händeln und Kaufereien schien des Burjchen Seele zu erfüllen, und so fühlten sich die Seinen nichts weniger als unglücklich, ihn eines Morgens mit dem Mäzel auf dem Rücken an den Fenstern erscheinen zu sehen, in die er mit einem kurzen Kopfnicken ein „B'hit Gott!“ hinein rief. Aber beim Ebner drüben ging's nicht so schnell ab; Wabi packte ihn beim Kragen mit den Worten:

„Junger Wein gährt, hat meine Mutter selig gesagt; vergiß nicht, daß ich allweil an Dich geglaubt hab', obwohl Du in den letzten Zeiten ein rechter Bär gewesen bist.“

Als Hansei dem Bauer die Hand reichen wollte, brach der alte Mann plötzlich in ein kindisches Schluchzen aus, und voll Scham darüber eilte der Burjche davon. Am Eingange des Waldes erwartete ihn Hanni, und so schritten sie mit einander zum letzten Male den alten Schulweg entlang. Er ging rechts, sie links vom Wege, dazwischen Geßler in ahnungsloser Ruhe. Endlich, nachdem sie so den halben Weg mit einander zurückgelegt wandte sich Hansei mit einem gepreßten: „Zurück, Geßler!“ an den Hund. Der glaubte nicht recht gehört zu haben, bis ihn ein zweites, heftiges „Zurück“ eines Besseren belehrte. Hanni blieb stehen, das Ende ihres Pöppes zwischen den Zähnen: „Wenn Du auch noch so trotzig drein schau'st,“ stotterte sie, „ich weiß doch, daß Du traurig bist.“ Damit floh sie waldeinwärts, verlor ihre Holzschuhe, ließ sie liegen und hörte nicht auf zu laufen, bis Hansei nichts mehr von ihr sah. Ein Krampf schnürte ihm die Kehle zusammen, als er weiter schritt.

„Da lob' ich mir die Mutter,“ sprach er in einem Anfall heftigen Jornes; „B'hit Gott, und fertig, als kam' ich zum Abend wieder heim, — so gehört sich's.“

Es war an einem schönen Sonntag Morgen, als plötzlich die Männer der Lepten die Bemerkung machten, daß in der ganzen Dorfsirke kein zweites Mädel so schmutz und zierlich aussah, als Hanni mit ihren goldblonden Flechten. Da lernte der mundfaule Toni mit überraschender Schnelligkeit das Neden; immer hatte er was zu erzählen, wenn er am Nachbarhaus vorüber kam, oder etwas zu fragen, wor's auch nur, ob Wabi glaube, daß das Wetter halte oder nicht. Michel fand es plötzlich für notwendig, seine Schachteln, die er am offenen Fenster trocknete, zwanzig Mal am Tage zu besichtigen, zu welchem Zwecke er am helllichten Wertage sein himmelblaues Halsstuch trug. Der Älteste aber brachte der verblüfften Wabi ohne alle Veranlassung einen runden Kuchen mit von drumten. Da wurde die Magd aufmerksam: „Wo ein Licht brennt, da fliegen Motten herbei,“ sagte sie; „aber ich will Euch heimleuchten.“

Eines Abends, — sie stand am Waschzuber, und es war fast dunkel in der Küche, — kam plötzlich Jemand über die Schwelle geschlichen, und im Umsehen hatte sie einen Ruf.

„Ich dank' Euch schön,“ rief sie laut auflachend, steckte ein Bündel Holz an und erkannte in der davoneilenden Gestalt den Toni. Ein anderes Mal, auch im Halbdunkel, gewahrte sie, aus dem Stalle tretend, eine männliche Gestalt, die sich vom Hofe aus zum Küchenfenster hineinbeugte. Sachte heranschiebend, holte sie die Peitsche vom Leiterwagen und versetzte mit deren dickem Ende dem Einbringling einen derben Schlag. Der fuhr fluchend zurück, und Wabi sah in das Gesicht des Ältesten.

„Ja,“ meinte sie achselzuckend, „wer nicht für einen Dieb gehalten sein will, muß zur Thür hereinkommen.“

„Was, Dieb!“ schrie sie der Älteste an. „Das müßt' ein schöner Eiel sein, den's nach Euren paar Zinnlöffeln gelüftet.“

„Wer wenig hat, halt' sein Sach' zusammen,“ entgegnete Wabi; „aber unverschuldet's Leid schmerzt weniger, als verschuldet's, hat meine Mutter selig gesagt. Das tröst' Euch!“

Auch dem scharfen Blicke der Lept-Bäuerin waren Toni's Versuche, sich dem ausblühenden Mädchen drüben zu nähern, nicht entgangen. Sie beschloß, ihn so bald als möglich zu verheirathen, allein das Nachbarhaus, das sie für ihren Zweitjüngsten ausersehen, war noch nicht frei; der alte Mann lebte länger, als sie es vermuthet hatte. Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich der Frau; nichts war für ihre raschhandelnde Natur unerträglich, als warten. Da, eines Morgens, kam ihr Hanni mit rothgeweinten Augen und den Worten entgegen:

„Ich soll Euch sagen, Lept-Bäuerin, der Großvater ist gestorben.“

Die Frau schrak jäh zusammen über die schnelle Erfüllung ihres Wunsches. „Wie ist's denn gekommen?“ fragte sie.

Hanni liefen die Thränen über die Wangen: „Er war schon im Bett; da hat er nach der Wabi gerufen und keine Lust mehr gehabt; er hat was sagen wollen, aber auf einmal zu weinen angefangen und Wabi die Händ' entgegen gestreckt; darauf ist er verschieden.“

Während Hanni sprach, dachte die Lept-Bäuerin, kein Auge von ihr lassend: Ein Glück, daß das Mädel fort kommt; Männer sind Männer und werden nie gescheidt!

Alsdann ging sie mit Hanni hinüber, um ein Vater-unser an Ebner's Leiche zu beten. Sie fand Wabi in Thränen aufgelöst vor dem Todtenbette:

„Wenn ich ihn nur nicht so vielmal verzürnt hätt',“ schluchzte sie; „jede Stund', die ich ihm verbittert, liegt auf mir wie ein Alp!“

Die Lept-Bäuerin sagte nichts; sie starrte in das friedliche Gesicht des Todten und erinnerte sich, daß der Ausdruck desselben immer ein so kindlich zufriedener gewesen war, bis zu dem Tage, an dem er bei ihr die ersten Schulden einging.

„Er soll,“ sprach sie plötzlich ungebührlich laut, „er soll eine schöne Leich' haben,“ — und damit verließ sie das Trauerhaus.

Für Wabi war es in der That eine große Genugthuung, sämtliche Einwohner der Lepten hinter ihres Bauern Leiche gehen zu sehen. Sie that sogar im Stillen Abbitte bei ihrem Herrgott, daß sie zu weit gegangen war in ihrer schlechten Meinung von der Lept-Bäuerin.

Einen Tag aber nach des Bauern Begräbniß erschien der Gerichtsvollzieher aus dem Dorfe im Trauerhaus. Wabi ließ ihre Holzschuhe vor der Thür, zog ihre Aermel über die Ellbogen und sagte zu Hanni:

„Nun paß' auf, denn ich hab' kein so gut's Gedächtniß mehr.“

Alsdann nahmen die beiden Frauen dem Manne gegenüber Platz, der sich räusperte, Muri schmeichelte, der um seine Kniee strich, und endlich begann:

„Ein guter Wirtschaftler war er nicht, der Bauer.“
„Nein,“ fiel ihm Wabi in's Wort, „dazu gehört Schneid', und die hat er nicht gehabt; aber, hat meine Mutter selig gesagt, glücklich der, von dem man sagen kann: er war gut.“

Der Gerichtsvollzieher nickte: „So hat er eben aufnehmen müssen, und einmal in Schulden, das frist weiter.“

„Unglück ist keine Schand',“ fiel ihm Wabi abermals in's Wort.

„Nur für die Erben ist's halt' schlimm,“ meinte der Gerichtsvollzieher, „wenn nicht einmal die Heimath bleibt.“

Jetzt fuhr Wabi in die Höhe: „Nicht einmal — die Heimath! Ich hab' geglaubt, ich kömmt' die Schulden nach und nach abzahlen.“

„Die sind größer, als das ganze Haus werth ist,“ sagte der Gerichtsvollzieher.

Wabi wurde bleich. „Wer sind denn die Gläubiger?“ fragte sie.

Der Mann deutete hinüber: „Die Lept-Bäuerin.“ Da schrie die Magd auf; die geballten Hände gegen den Himmel schüttelnd, suchte sie eine ganze Weile umsonst nach Worten, bis der Krampf in ihrer Kehle nachließ; dann brach's los:

„Und ich hab' noch fragen können, ich dumme Creatur! Das war's also, warum er mir die Händ' entgegen gestreckt hat, mit einem Blick, der mir wie ein Messer in die Seel' geschnitten! Und sie hat können an seiner Leich' stehen und ihn anschauen, — und hat's gewußt: ich stoß' sein Enkelkind aus der Heimath fort!“

„Ihr seid ungerecht,“ unterbrach der Gerichtsvollzieher die Verzweiflung der Magd; „die Lept-Bäuerin hätt' schon lang klagen können; sie hat's nur nicht gethan, um den Alten zu schonen.“

„So,“ höhnte Wabi, „hat sie ihn noch daheim ster-

ben lassen? Das ist freilich viel von der Lept-Bäuerin! Denk' drum nicht schlecht vom Großvater,“ wandte sie sich an die weinende Hanni, „er hat zu guten Glauben gehabt, — ein Fehler ist's, aber keine Schlechtigkeit. Gott schen' ihm die ewige Ruh!“

Der Gerichtsvollzieher ging, nachdem er das Geschäftliche abgethan. —

Wabi und Hanni rüsteten sich zur Abreise. In den Lepten war's ganz still geworden; Niemand zeigte sich, als fürchte sich Jeder, vor die Thür zu treten; sogar Michels Schachteln waren vom Fenster verschwunden. Nur Burgl hatte keine Ruhe im Haus; drüben, unter der Linde, saß Latschi und starrte mit trostloser Miene auf seine gefalteten Hände herab. Wabi hatte ihm gesagt, er solle sich entschließen und entweder mit ihnen kommen oder sich im Dorfe nach einem Dienst umsehen. Latschi, der in seinem ganzen Leben noch keinen Entschluß gefaßt, saß und wartete, bis irgend Jemand sich seiner erbarmte und ihn gehen oder bleiben hieß.

„Willst Du vielleicht behaupten,“ schrie ihn Burgl von drüben an, „die Lept-Bäuerin jag' Dich aus der Heimath fort, und es geschäh' Dir nicht recht? Ich aber sag', wenn sie Dich ein Schwein nennt, so hat sie Recht.“

„Menschen und Vieh stehen in Gottes Hand,“ erwiderte Latschi, der es liebte, in Ermangelung eigener Gedanken, Wabi's Weisheitsprüche zu Hülfe zu nehmen.

Die Semmerin rannte in's Haus, erschien aber nach kaum zehn Minuten wieder; diesmal wagte sie sich ganz hinüber.

„Sehen möcht' ich Dich in der Fremd', wenn Dir Niemand mehr Dein Sach' sticht,“ meinte sie, die Arme in die Seiten legend.

Latschi erhob die kleinen Augen und schaute sie mit einem Blick an, in dem eben so viel Hülflosigkeit als Bewunderung lag. Mit ihm, das wußte Burgl, zog der einzige Mensch aus den Lepten, der sie für eine Vollkommenheit hielt und ihres Schutzes bedurfte. Sie bejammte sich und meinte dann, ihm ernsthaft zurecht:

„Ich will Dich meinetwegen heirathen, wenn die Lept-Bäuerin nichts dagegen hat; komm heut' Abend an den Waldweg, da werd' ich's wissen.“

Latschi setzte sich schon am hellen Nachmittag an der betreffenden Stelle auf einen Baumstamm nieder; aber erst mit der Dunkelheit ließen sich die kräftigen Fußtritte der Semmerin hören.

„Was meinst, die Lept-Bäuerin, die seelengut' Frau,“ begann sie ihre Rede; „ob sie mir je ein hart's Wort gesagt, seit ich sie kenn'! Weißt, was sie mir geantwortet darauf, daß ich Dich heirathen will? Dumme Gans, hat sie gesagt.“

Und Burgl stellte sich breit vor Latschi hin, ihn mit einem triumphirenden „Nun?“ anlachend.

Latschi fand im innersten Herzensgrunde die Antwort der Lept-Bäuerin etwas unklar; allein da sich Burgl so ganz überfroh geberdete, war er überzeugt, daß sie ihren Grund dazu habe, und gab der drallen Braut einen derben Schlag auf die Schulter.

Und während die Beiden in solcher Weise ihr junges Liebesglück feierten, stahl sich Hanni aus der Hinterthür des Hauses und eilte, von Muri begleitet, hinauf zum grünen Fleck. Dort warf sie sich, in lautes Weinen ausbrechend, zu den Füßen der Gottesmutter nieder. All die Tage hatten sie sich vor einander in Acht genommen, sie und Wabi; Keines wollte dem Anderen den grenzenlosen Schmerz zeigen, den das Verlassen der Heimath in ihnen hervorrief. Nun war sie da heraufgekommen, um sich einmal tüchtig auszuweinen. Drumten im Scheine des Mondes bewegten sich die Blätter der alten Linde, in deren Schatten der Großvater so gern gesessen. „O heilige Muttergottes,“ schluchzte das Mädchen, „das soll ich Alles nimmer sehen!“

Während sie noch weinte, kam ihr plötzlich eine Erinnerung, und die kleine Schieblade unter dem Heiligenbilde aufziehend, holte sie das vom Wetter übel zugerichtete Büchlein daraus hervor. Wehmüthig, mit zuckenden Lippen, schlug sie's auf und fand die beiden Buchstaben, die der Gespieler als Kind hineingekritzelt. Hanni nekte den Bleistift und schrieb mit zitternder Hand ein großes Hanni und Hansei unter die unleserlichen Buchstaben; dann umfaßte sie das Büchlein mit ihren beiden Händen, und ihre Lippen bewegten sich leise im Gebet. Sich erhebend, gewahrte sie Geßler, der unweit von ihr aufmerksam in's Thal schaute. Allabendlich kam er hier herauf, von wo aus der Weg zu übersehen war, den sein Herr eingeschlagen hatte. Das Mädchen kauerte sich neben den Hund hin, drückte das Gesicht gegen seinen Kopf und flüsterte ihm in's Ohr:

„Sei ein bißel gut gegen Muri, der jetzt ganz verlassen ist.“

Am anderen Morgen in der Frühe fuhr Franz die beiden Frauen auf seinem Leiterwagen hinunter. Es setzte ein großes Händeschütteln und Schluchzen ab; im letzten Augenblicke trat auch noch die Lept-Bäuerin herzu, legte einen großen Sack Schwarzem hinten auf den Wagen und wünschte Glück auf den Weg.

„Danke, Lezt-Bäuerin,“ entgegnete Wabi; „es wird ja nicht so schlimm ausfallen, denn, hat meine Mutter selig gesagt, was der Mensch werth ist, kommt wider ihn.“

Jeder der Zurückbleibenden wollte Wabi und Hanni noch einmal die Hand schütteln, mit Ausnahme Bibianens, der die Vorliebe ihres Mannes für das frisch aufblühende Mädchen nicht entgangen war. Auch die „Daggerl“ standen unter den Abschiednehmenden.

„Daß Du mir nicht heulst!“ raunte Burgl dem Latschi in's Ohr. „Die Lezt-Bäuerin kann's Heulen nicht leiden, und Du hast jetzt zu thun, was ihr gefällt.“

Sie selber schluckte und hustete und gab sich die erdenklichste Mühe, so ungerührt wie möglich drein zu schauen. Kaum waren jedoch der Wagen und die Herumstehenden verschwunden, so rannte Burgl wie der Blitz über die Wiese hin, zur nächsten Gatterthür, riß sie auf und ließ sie mit aller Wucht gegen ihren Rücken fahren. Alsobald fing sie so erbarmungswürdig zu schluchzen an, als seien ihr alle Rippen gebrochen, und Latschi wackelte eilig herzu und heulte aus Leibeskräften mit.

In den Lezten entstand jetzt ein reges Treiben; kaum war des Ebner-Bauern Haus frisch aufgebaut, so ging es an den Neubau oben auf dem grünen Fled. Unter den Brüdern aber war bald großer Neid, als sie gewahrten, wie das Haus droben alle anderen an Größe und Schönheit übertraf. Die Lezt-Bäuerin hatte keine Zeit, auf die Reden und Vorwürfe ihrer Söhne zu achten; täglich ging sie hinaus, um sich von dem Fortschreiten der Arbeit zu überzeugen. Sie zählte die Wochen, die Tage, die Stunden bis zur Heimkehr Hansei's; nur er fehlte ihr noch, dann hatte sie den Höhepunkt ihres Glückes erreicht.

Inzwischen sah Hansei in seiner niederen Werkstätte und arbeitete; er sah aber keineswegs glücklich oder auch nur annähernd zufrieden aus, obgleich er nun sein geliebtes Handwerk von Morgen bis Abend betreiben durfte. Es war ein kleines Schnitzergeschäft, in welchem drei Gesellen nach einem bestimmten Vorbilde Gensfen, Geisen und Lämmer zu verfertigen hatten. Hansei war aber kaum mit den nöthigsten Griffen im Reinen, als er allerlei Aeußerungen über die lächerliche Gleichmäßigkeit der gehörnten Schar that, an der sein durch die Beobachtung der Natur geschärfter Blick alles Mögliche auszufehen fand. Aber weder der Meister noch seine Gesellen ließen sich von dem Reuling eines Besseren belehren, vielmehr wurde Hansei von dem Brodherrn gehörig zurechtgewiesen, während die Gesellen durch Höhnern und Flüstern ihn zu reizen suchten. Aber nicht lange; Hansei trat mit seiner erprobten jungen Kraft in die Schranken, die ihm alsbald hier, wie in der Schule, ein Ansehen erzog. Dafür sah er freilich allein, gemieden von den älteren Gesellen, die ihn unter einander „den Groben“ nannten. Fleiß und Rechtflichkeit gewannen ihm jedoch mit der Zeit die Anerkennung des Meisters, der sich mit dem jungen, strebsamen Gesellen gern einließ. Er war ungeduldig, nicht schneller vorwärts zu kommen, dem sicheren Blicke seines Auges nicht folgen zu dürfen; dazu qualte ihn ein beständiges Heimweh, das ihm den Sinn vollends verdüsterte. Von seiner Umgebung, dem Treiben des kleinen Städtchens, in dem er weilte, bemerkte er wenig; früh Morgens rannte er hinüber in die Werkstätte, die er erst am Abend verließ. Des Sonntags versuchte er sich in seiner Dachstube an Gegenständen, die seinem Sinne besser entsprachen.

Als eines Tages ihm der Meister wieder den Vorwurf machte, seine Gensfen wichen zu sehr von dem einmal gegebenen Vorbilde ab, gab Hansei die trostige Antwort:

„Ich richt' mich nach der Wahrheit, — das ist die Hauptsach'.“

„Dann müßt Ihr's machen, wie schon Andere,“ belehrte ihn der Schnitzer; „ich hab' schon viel Gesellen gehabt, die in eine große Stadt gewandert und dort in der Schnitzerschul' berühmte Schnitzer geworden sind.“

Als hätte dieses Wort Mauern vor Hansei's sehnsüchtigem Blicke eingerissen, so frei und weit dünkte ihm plötzlich die Aussicht. Er erwachte aus seinem dumpfen, schweren Hinbrüten, in dem er, unsicher umhertastend, sein Ziel mehr und mehr aus den Augen verloren hatte; jetzt tauchte es ihm wieder auf, und jetzt sollte es ihm auch nicht mehr verloren gehen.

Mit dem Frühjahr trat er die Heimkehr an; erst wollte er der Mutter seinen Plan mittheilen, und dann war die große Stadt sein Ziel.

Als er nun die Landstraße einerschritt, überkam ihn die ganze Wonne der Heimkehr; sonst sahen und fremd an den Menschen vorbeigehend, griff er jetzt unermüdet mit einem „Grüß Gott!“ zum Hut. Und wie klopfte ihm das Herz, fiel auf einen blonden Mädchenkopf ein goldener Sonnenstrahl! Uebermüthig schlug er mit dem Stabe in die rauschenden Bäche, welche ihm entgegengeflürzt kamen, sorgsam suchte er die ersten Früh-

lingsblumen zum Strauß zusammen. Am zweiten Tage der Wandererschaft gelangte er spät Abends am Fuße seines Heimathsberges an. Er ruhte ein paar Stunden, und mit dem ersten Frühroth ging's bergauf. Wie er sie einathmete, die heimathliche Luft, wie's in ihm jubelte und tönte! Er strich mit der Hand über die Zweige der niedrigen Sträucher, er nickte zu den Bäumen hinauf. Endlich trat er in's Dorf, schritt am Schulhause vorbei, durch dessen Fenster er das graue Haupt seines Lehrers erblickte. Aber er schritt schnell weiter, ein Gefühl in seiner Kehle machte ihn ängstlich, er schaute sich plötzlich gar nicht mehr um, als fürchte er den Anblick allbekannter Gegenstände, — da, — ein lautes, heulendes Gebell, und Geßler stürzte ihm entgegen. Jetzt war's um des Burschen Fassung geschehen; den alten Kameraden, der hoch an ihm hinaussprang, mit beiden Armen umklammernd, brach er in einen Strom von Thränen aus. Erst des Hundes fassungsloses Freudengeheul brachte ihn zu sich selber. Er rief ihm ein „Nuhig“ zu, streichelte ihm den schönen Kopf, aus dem jetzt die Zunge zitternd heraushing, alsdann wandelten sie dicht nebeneinander den Lezten zu. Aus dem Waldwege tretend, stand Hansei einen Augenblick verblüfft still; der Bach, welcher so oft Unheil angerichtet, war eingedämmt; vom grünen Fled herunter aber grüßte ihn ein prächtiger Neubau. „Ja, die Mutter!“ sprach Hansei, und der Ton seiner Stimme zitterte in freudigem Stolz. Er sah auch die Veränderung, welche mit dem Hause Ebner's geschehen war; schon lenkte er den Schritt hinüber, allein Geßler's stürmisches Freudengebell veranlaßte ihn, erst in das Mutterhaus zu treten. Gleich im Flur trat ihm die Lezt-Bäuerin entgegen, und froh leuchtete ihr Auge auf, als ihr jugendliches Ebenbild, sie beinahe um Kopfeslänge überragend, nun vor ihr stand.

„Grüß Gott!“ sagte sie und schüttelte ihm die Rechte. Nur einige Silberfäden durchzogen ihr dunkles Haar; sonst war sie unverändert.

„Komm,“ sagte sie, „die Mägde sind auf dem Feld; wirst Hunger haben.“

Sie gingen in die geräumige Küche, und die Lezt-Bäuerin bewirthete den Sohn; weder ihr noch ihm schien es damit zu eilen, Brüder und Schwägerinnen herbeizuholen.

„Bist gewachsen,“ sagte sie, neben ihm auf der Bank Platz nehmend, „der Größt' bist von Allen.“

Es lag etwas in Blick und Worten der Mutter, was Hansei eine tiefe Röthe in's Gesicht trieb.

„Derweil bist Du auch nicht müßig gewesen,“ meinte er, ohne aufzublicken.

Sie lachte in ihrer kurzen Weise:

„Hast's gesehen, das Haus auf dem grünen Fled? 's ist Deines.“

Es entstand eine Pause. Hansei aß hastig weiter, um ja keine Nührung zu verrathen; endlich meinte er: „Drüben, der Ebner hat auch gebaut.“

Es flog wie ein Schatten über das Antlitz der Frau. „Das weißt Du nicht?“ sprach sie in etwas unsicherem Tone. „Er ist gestorben.“

„Der Ebner?!“ rief Hansei. „Ja, wer hat denn das Haus so gut in Stand gesetzt?“

„Ich,“ lautete die Antwort. „Der alte Mann hat schlecht gewirthschaftet, der Milzbrand hat ihm das Vieh weggerafft, — es kam noch Allerlei zusammen. Ich hab' ihm lang' geholfen, ihn auch ruhig sterben lassen; dann sind mir Haus und Wiesen von Gerichtswegen zugefallen.“

„Und die Andern?“ fragte Hansei.

Sie zuckte die Achseln. „Ich weiß nichts von ihnen; ich hab' mich immer nur um die Eigenen gekümmert.“

Hansei sprach für's Erste nicht, er sah wie erdrückt unter einem Strome von Empfindungen. Mit erschreckender Deutlichkeit erinnerte er sich plötzlich jenes Vorganges aus seiner Kinderzeit, den er damals nicht verstanden.

„Mutter,“ sprach er in einem Tone, der ihm selber fremd klang, „die Leut' aus dem oberen Haus, waren das auch einmal Deine Schuldner? Hast Du die auch fortgehen heißen, Mutter?“

Sie begegnete dem unbarmherzig forschenden Blicke des Sohnes mit kühner Offenheit:

„Ja, ich hab' keine Ruh' gehabt, bis Alles mein war.“

Hansei stand auf; er fuhr sich mit der Hand über's Gesicht, wie um einen bösen Traum zu verscheuchen.

„Ich,“ sprach er und schüttelte den Kopf, „ich geh' nicht da hinauf in das neue Haus und laß Andere in der Fremde zu Grunde gehen.“

Die Lezt-Bäuerin fuhr auf: „Hab' ich Dir deshalb von klein auf den Willen gelassen, daß Du Dich gegen mich wendest?“

„Mutter,“ preßte er dumpf hervor, „Du bist selber schuld.“

Er ging schnell mit einem leisen „V'hüt Gott!“ an ihr vorbei, hieß unter der Thür den Hund zurückbleiben und eilte hinaus. Erst als er die Heimath ein

gutes Stück hinter sich hatte, schlug er einen langsamen Schritt an.

Mit seinem Schnitz-Handwerkszeug auf dem Rücken, begann Hansei das Leben eines Hausirers; er arbeitete ein paar Stunden des Tages, bot seine Waare feil und wanderte weiter. Von Ort zu Ort forschte er nach den Verschwindenen, an dieses Ziel nunmehr seine ganze Willenskraft setzend. Er sah um zehn Jahre älter aus, als der Bursche, der vor kurzem so hoffnungsfreudig denselben Weg einhergewandert kam, den er jetzt, mit seiner Last auf dem Rücken und seinem Gram im Herzen, wieder betrat. Lange, über ein halbes Jahr, irrte er so umher; schon war er nahe am Verzweifeln, als er sich eines Abends, todmüde, einem Dorfwirthshaus näherte. Wie angewurzelt blieb er auf der ersten Treppenstufe stehen, denn eine Stimme traf sein Ohr, die ihm alles Blut zum Herzen trieb; nach kurzem Lauschen erkannte er die alten Lieder aus seiner Kinderzeit. Er warf seine Last zur Erde und schaute durch eines der niedrigen Fenster. In der Wirthsstube saßen die Bauern und rauchten und tranken, und etwas abseits, hinter einem kleinen Tische, sang Hanni zur Gitarre; Wabi neben ihr, aufrecht, mit über dem Magen gefalteten Händen, begleitete den Gesang mit der zweiten Stimme. Regungslos blieb der Bursche stehen, die Stirn gegen die Scheiben gedrückt, den Blick auf das singende Paar geheftet. Noch ringelte sich das blonde Lockenhaar gar anmüthig um Hanni's Gesicht, aber die Freude war daraus geschieden. Nun erhob sich Wabi und ging mit ihrem Teller an die Tische der Bauern. Es schien ihr keine leichte Arbeit, um eine Gabe zu bitten; um den einst so frohgemüthen Mund hatte sich eine tiefe Falte gebildet, die besonders stark hervortrat, so oft sie einen der Männer ein zweites Mal anstoßen mußte.

Es war spät; Hanni überzog die alte Gitarre mit einem Tuche und verließ, trotz des ärmlichen Auges eine rührend liebliche Gestalt, an Wabi's Seite die Wirthsstube. Draußen trat ihnen Hansei entgegen.

„Ich hab' Euch lang' gesucht,“ sprach er.

„Ach Du mein lieber Herrgott,“ schrie Hanni auf, „ist's wahr, — Du, — Du bist's, Hansei! Ist das eine Gnad' Gottes, — Eines aus der Heimath und g'rad' Du . . .“ Sie wußte sich gar nicht zu fassen, ergriff immer wieder des Burschen Hand, drückte sie und überschüttete ihn mit Fragen: „Wie schaut's aus daheim, — jetzt schlägt der Lindenbaum aus, gelt? Und lebt Muri noch, — warum hast Du Geßler nicht mitgebracht? Ja, und wie geht's denn Dir?“

„Aber so sei doch still,“ unterbrach sie Wabi, mit aller Gewalt gegen ihre eigene Nührung kämpfend. „Hansei muß uns doch was zu sagen haben, da er uns so lang' gesucht.“

Er nickte. „Das wollt' ich Euch sagen, — Eures ist kein Leben für Frauensleut'.“

Wabi's Wangen rötheten sich: „Meinst, mir wär' Arbeit nicht auch lieber, als mit dem Teller 'rumgehen? Aber wo wir auch angefragt haben, zwei Dienstboten auf einmal hat Niemand brauchen können; da haben wir's halt mit dem Singen probirt. Wer am Ertrinken ist, hat meine Mutter selig gesagt, klammert sich an ein' Strohhalme, und wer Gott vor Augen hat, thut auch auf der Landstraß' keine Sünd'.“

Nun gingen sie schweigend, Hansei mit seinem Paden auf dem Rücken, nebeneinander her. Er konnte die rechten Worte für das, was er ihnen sagen wollte, nicht finden; und was ihn am meisten peinigte, es regten sich Zweifel in ihm, ob Hanni's Freude, ihn wiederzusehen, echt gewesen, ob Wabi's Ehrbarkeit nicht eine erheuchelte sei? Was er zuletzt erlebt, hatte den Glauben an alles Gute in ihm erschüttert; es raubte ihm alle Festigkeit, denn die Angst, die Frauen möchten sich in Klagen und Verwünschungen gegen seine Mutter ergehen, verwirrte ihm die Gedanken.

Plötzlich fragte Hanni, ihn am Arme rüttelnd: „Du hast jetzt ausgelernt?“

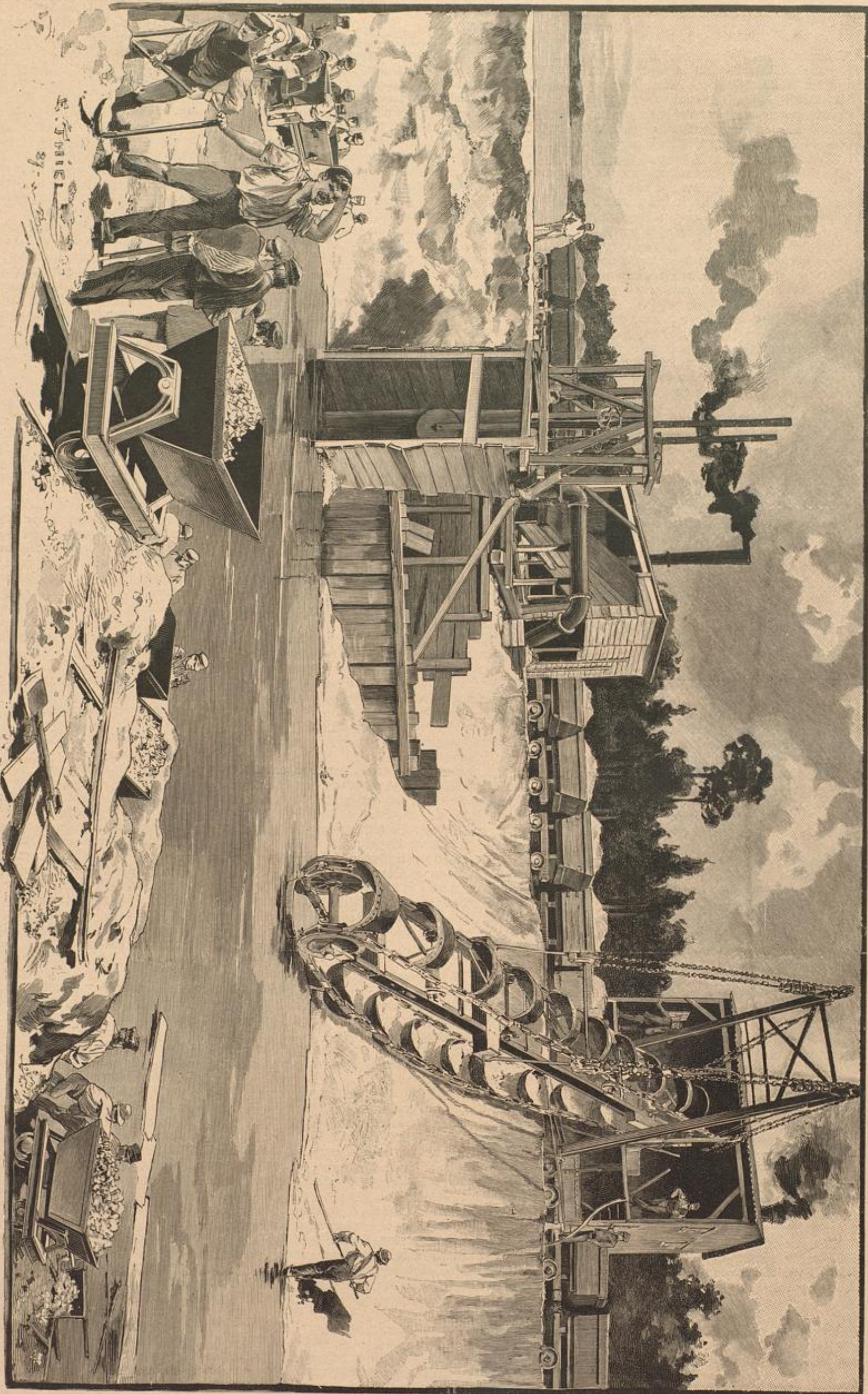
Er schüttelte den Kopf. Aber Wabi, die das finstere Hinbrüten des neben ihr wandelnden Burschen nicht länger ertragen konnte, meinte endlich in ungeduldigem Tone:

„Nun, wird's bald? Denn daß in Dir was locht, sieht Jeder, der Augen hat, — also red'!“

Sie standen vor dem kleinsten, unansehnlichsten Wirthshause des Ortes; Hanni setzte sich auf die Bank vor dem Hause, lehnte den Kopf gegen ihre Gitarre und schaute den Gespielen forschend an. Es war derselbe Blick, mit dem sie schon als Kind seine Gedanken zu enträtheln suchte. Hansei's Stimme klang gegen seinen Willen rau, als er die Worte hervorstieß:

„Das Singen sollt Ihr lassen, deshalb bin ich da.“

Wabi wollte aufbegehren, allein Hanni legte sich in's Mittel: „Ich weiß, was er meint,“ sprach sie; „es thut ihm leid, daß seine Mutter so an uns gehandelt, und er will's gut machen, — er hat die Schnitzerschul' verlassen, um für uns zu arbeiten, — ich hab's gleich gedacht, als wir aus der Heimath haben fort müssen,



Der Bau des Spree-Ober-Kanals. Von Ewalds Thiel.

Die gewaltigen Fortschritte in Industrie und Gewerbe, sowie die dadurch bedingte Steigerung des Verkehrs machen die Eröffnung neuer Verkehrswege zu einer unerlässlichen Nothwendigkeit. In neuerer Zeit hat man das Augenmerk auf die Verbesserung der Wasserstraßen gerichtet, die in früheren Jahren durchaus nicht genügend gewürdigt wurden. Besonders die Stadt Brandenburg eine

verhältnismäßig große Anzahl von Kanälen hat, so genügen dieselben keineswegs mehr den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart, zumal sie nicht tief und auch nicht breit genug sind, um einen großen Transport von Gütern zu bewähren. Insbesondere ließ der Mühltrieb Kanal nach dieser Richtung viel zu wünschen übrig, und daher wurde das Projekt, jenseits der Spree und der

Ober eine Verbindung herzustellen, in Angriff genommen. Der neue Kanal beginnt bei Juchensberg, etwa fünf Meilen von Frankfurt a. O., und soll in den südöstlich von Berlin gelegenen See münden. Seine Breite beträgt in der Sohle vierzehn Meter, die Tiefe bei niedrigstem Wasserstande zwei Meter. Umgefaßt sind die Ufer bei dem Bau vollständig, doch werden dieselben

mit zum Verlassen des ausgegrabenen Erdreiches und zur Abfuhrung der Maschinen verwendet. Die hauptsächlichsten Arbeiten verrichten große Dampfer-Maschinen, sogenannte Erdbauern. Unterhalb liegt eine solche Maschine, sowie ein handbetriebenes Stampwerk. Die Vollendung des Spree ist für den Herbst 1888 in Aussicht genommen.



Deutsche Soldaten-Helme aus älterer und neuerer Zeit. Von Richard Knödel.

1—11. Preussische Helme.

- 1. Infanterie-Helm 1845.
- 2. Infanterie-Helm 1860.
- 3. Infanterie-Offiziers-Helm 1867.
- 4. Garde-Infanterie-Helm mit aufgesetztem Haarbüsch 1867.
- 5. Infanterie-Helm 1887.
- 6. Generals-Helm.
- 7. Artillerie-Helm.
- 8. Kürassier-Helm 1808.

- 9. Kürassier-Helm 1835.
- 10. Garde du Corps-Helm 1887.
- 11. Linien-Kürassier-Helm 1887.
- 12—19. Bairische Helme.
- 12. Infanterie-Helm 1790.
- 13. Infanterie-Helm 1815.
- 14. Jäger-Helm 1859.
- 15. Infanterie-Helm. Bis zur Gegenwart.
- 16. Infanterie-Offiziers-Helm 1886.
- 17. Hartschier-Helm 1887.

- 18. Kürassier-Helm 1859.
- 19. Chevaurleger-Helm 1859.
- 20—25. Sächsische Helme.
- 20. Kürassier-Helm 1812.
- 21. Garde du Corps-Offiziers-Helm 1812.
- 22. Reiter-Offiziers-Helm 1859.
- 23. Reiter-Offiziers-Helm 1867.
- 24—26. Württembergische Helme
- 24. Garde du Corps-Helm 1798.

- 25. Leib-Jäger-Helm 1807.
- 26. Infanterie-Helm 1808.
- 27—28. Hannoverische Helme.
- 27. Dragoner-Offiziers-Helm 1800.
- 28. Helm der reitenden Artillerie 1861.
- 29—30. Hessen-Darmstädtische Helme.
- 29. Chevaurleger-Helm 1790.
- 30. Reiter-Helm 1809.

dem Hansei wird das Unrecht keine Ruh' lassen. Aber geh' nur wieder zurück, Hansei, und lern' aus; wir bringen uns durch. Haben wir was erspart, gehen wir heim in's Dorf; dort wollen wir einen Milchhandel anfangen."

"Aber Singen ist nicht Arbeiten," beharrte Hansei, "und es ist ein böses Handwerk, in der Welt herumzuziehen, — die Menschen sind schlecht."

"Wo Menschen sind," sprach Wabi mit einem bitteren Aufschrei, "giebt's immer gute und böse; wir haben da draußen noch nicht die schlimmsten gefunden."

Diese Anspielung schnitt dem Burschen mitten in die Seele.

"Herumziehendes Volk ist freilich geschmeidiger, als unsern," presste er hervor; "aber schämen sollst' dich, Wabi, schämen, daß Du mit Deinen zwei gefunden Armen —"

Da legte sich ihm eine Hand fest auf den Mund: "Schweig!" herrschte ihn Hanni an; "Du hast kein Recht, zur Wabi sagen zu dürfen, sie soll sich schämen, — das verzeih' ich keinem Menschen auf der Welt, — nicht einmal Dir! Ich hab's nie geglaubt und hätt' verstritten mit meinem letzten Athemzug, — aber nun ist's doch wahr, — hochmüthig, hart und gewaltthätig, bist, wie Deine Mutter."

Die Frauen gingen in's Haus.

Hansei nahm seinen Baden auf und rannte, wie von Sinnen, die Landstraße entlang in's Waldesdunkel. Dort warf er sich auf die Erde und grub das Antlitz in's feuchte Moos. Er war wie herausgeschleudert aus seinem eigenen Sein; die Schuld der Mutter lag auf ihm, sie band ihm die Zunge, machte ihn klein, elend, verzagt, heimath- und freudlos. Es war ihm, als habe er mit Hanni's Glauben das Beste verloren, was er in dieser Welt sein Eigen geheissen. Er fragte sich, wozu er noch lebe, da er ja doch dazu verdammt war, stets anders zu reden, als er's im Herzen meinte.

Mit dem Morgen lehrte etwas Ruhe in das erregte Gemüth des Burschen zurück. Er nahm seinen Weg wieder nach dem Orte, in welchem die Frauen weilten; — ihnen schützend nahe zu bleiben, erschien ihm nach Allem, was vorgefallen, Pflicht. Es war aber noch etwas Anderes, als bloßes Pflichtgefühl, was ihm das Blut in die Stirn trieb bei dem Gedanken an die Gefahren, denen Hanni's Jugend ausgesetzt war.

"Den Hansei lern' ich Zeit meines Lebens nicht verstehen," sagte Wabi am folgenden Vormittag zu Hanni, als sie neben einander in der Wirthsstube saßen. Hanni stimmte ihre Gitarre; ihr gegenüber in der Ecke saß Hansei, ein Licht vor sich, in dessen Schein er eifrig schnitzte; vor ihm lagen seine Arbeiten zum Verkauf ausgebreitet. Die Bauern rauchten, tranken gehörig und schwatzten und fluchten; der Eine oder der Andere versuchte gelegentlich mit Hanni einen Blick zu wechseln. Sie aber schaute ernsthaft in's Weite, griff in die Saiten, und bald war nichts mehr im ganzen Raume zu hören, als die liebliche Stimme des Mädchens. Ihr silberner Klang bändigte alle Rohheit; er rief auf beinahe jedem Antlitz einen aus Freude und Wehmuth gemischten Ausdruck hervor. Hansei schnitzte krampfhaft weiter; nur die Winkel seines streng geschlossenen Mundes zuckten zuweilen ein wenig. Mehr und mehr lockte ihn die liebe Stimme aus der Gegenwart fort in jene Zeit, wo sie als glückliche Kinder denselben Liedern so vielfach gelauscht hatten. Etwas von der Ruhe, von dem Frieden der großen, halbdunklen Stube ging mit den Tönen in das Gemüth des Lauschenden über; seine gespannten Züge lösten sich, er erhob den Blick, — auch Hanni schaute auf, — und da war es, daß sie dem alten Ausdruck begegnete, der von jeher alle bösen, harten Worte Lügen gestraft.

Als die Frauen Tags darauf ihren Aufenthaltsort verließen, wanderte Hansei in einiger Entfernung hinter ihnen drein.

"Aha," sagte Wabi, "er will uns aufpassen; aber wir wollen ihm zeigen, was ein paar brave Frauensleute sind."

Hanni sang vor sich hin; es war das erste Mal, seit sie aus der Heimath fortgemusst, daß sie in ihre alte Kindergewohnheit zurückfiel. Gott sei Dank, dachte Wabi, wer singen kann, den frist der Gram nicht auf, — ist auch g'rad genug, wenn er an mir nagt.

Wo sie nun einkehrten und sangen, sah auch Hansei mit seinen Schnitzereien.

"Du sithest mir lang' gut," brummte Wabi, "meine Wenigkeit hat auch ihren Stolz, — und wenn die Welt untergeht, ich red' nicht 's erste Wort."

Wie groß die Ueberwindung war, die sie sich auferlegte, bezugte die Unruhe, die plötzlich ihr ganzes Geben kennzeichnete. Auf Hanni wirkte Hansei's Gegenwart in einer ganz anderen Weise; sie sprach nie von ihm, aber sie blühte auf, wie eine Rose unter den Strahlen der Sonne.

"Nicht's da nicht wie in den Letzten?" sagte sie eines Tages, als sie in einen kleinen Ort eintraten. "Ach Gott, ist das gut!"

"Nann's nicht finden," erklärte Wabi, ein paar Mal tief Athem holend.

"Ich hab' vielleicht eine feinere Ras'," meinte das Mädchen, "denn warum sollt' mir's durch alle Glieder fahren?" Sie sah sich um, da tauchte eine bekannte Gestalt aus dem aus der Tiefe kommenden Wege auf, und Hanni wurde dunkelroth. Wabi, die es gewahr wurde, suchte mit aller Gewalt ein unschuldiges Gesicht zu machen; im Innern dachte sie: Bläst der Wind daher!

Hansei aber begann auf diesen Wanderungen plötzlich auf die Menschen zu achten, die ihn früher wenig interessiert hatten; er bemerkte, wie der Frauen Herzlichkeit, mit der sie den Leuten begegneten, allenthalben mit Herzlichkeit erwidert wurde. Oft stand er vor den Fenstern einsamer Bauernhöfe und sah zu, wie die Herumziehenden freundliche Aufnahme fanden; es rührte ihn tief, Wabi mit ihrem alten, frohgemuthen Gesichtsausdruck bei der ersten besten Hausarbeit eifrig zugreifen zu sehen, während Hanni mit den Kindern spielte oder den Leuten ein Lied sang. Und oft beim Abschied gaben Bauer und Bäuerin, Kinder und Gesinde den Frauen ein Stück Weges das Geleit. Hansei erinnerte sich, daß ihm damals, als er aus der Lehre heimwanderte, auch Alles freundlich zugewandt hatte, während jetzt sein gesenkter Blick Niemandem ein freundliches "Grüß Gott" entlockte. Er versuchte, wieder aufzuschauen, und indem er's that, blieb sein Auge unwillkürlich an diesem oder jenem Gegenstande mit Wohlgefallen haften, und die Sehnsucht, das Ersehnte künstlerisch zu gestalten, erwachte in ihm. Mehr und mehr näherten sich die Leute seinen schmucken Auslagen, Bestellungen ergingen an ihn, und er war gezwungen, zu reden, Vorschläge zu machen und anzuhören.

Die Frauen waren inzwischen in einer kleinen Stadt angelangt, wo sie zu überwintern gedachten; Hanni's Stimme hatte in einem besseren Wirthshause Aufsehen erregt, und der Wirth forderte sie auf, zweimal in der Woche bei ihm zu singen. Die Einnahme am ersten Abend überstieg derart alle bisherigen, daß Wabi, nachdem sie ihr Silber- und Kupfergeld zusammen gezählt, in den freudigen Ruf ausbrach:

"Jetzt heißt's noch den Winter aushalten, und dann können wir heim."

Hansei aber bemerkte bald, daß die Stadt ein gefährlicherer Boden für die Frauen war, als die Bauernstuben auf dem Lande. Still für sich schnitzend, immer auf demselben Platze, hörte er nicht auf, zu beobachten, was in dem Raume vorging. Er lauschte auf jedes Wort, das über das singende Mädchen gesprochen wurde; sein aufmerksames Auge fing jeden Blick auf, der das blonde Haupt streifte. Er hörte, wie die Wirthin Hanni zulächelte, sie müsse sich schöner kleiden, dann erst könne sie ihr Glück machen; er sah den Wirth einen Gulden auf den Tisch werfen mit der Bemerkung, lustige, lecke Liedlein höre er gern. Es kochte in dem Burschen; manchmal war er nah' daran, aufzuspringen, um auf seinen kräftigen Armen das nichts Böses ahnende Mädchen davon zu tragen, bevor es der Gifthand der Citelkeit berührt. Aber nie in seinem Leben war er so der Raub seiner Schüchternheit gewesen, als eben jetzt. Unzählige Male umkreiste er in der Nacht das kleine Haus vor der Stadt draußen, wo die Frauen zur Miethe wohnten. Er wollte Wabi eine Warnung zukommen lassen, ihr sagen, mit Hanni nicht länger in einem Wirthshause zu verkehren, das keines guten Rufes genoss, in dem nur Tagediebe ihr Wesen trieben. Allein die Angst, sein Fühlen zu verrathen, hielt ihn immer wieder vor dem entscheidenden Schritte zurück.

Auch Wabi war die städtische Gesellschaft mit ihren verbindlichen Redensarten und freien Sitten nicht ganz geheuer; sie wich deshalb keinen Schritt mehr von Hanni's Seite, die sich allein einer völligen Unbefangtheit erfreute. Ganz mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, merkte sie wenig auf die verwegenen Blicke, die sie trafen, auf die Schmeicheleien, die ihr im Vorbeigehen zugestültert wurden. Die Männer aber waren der Meinung, daß nur die Alte ihnen im Wege stehe bei der Eroberung der schmucken, freundlich blidenden Bauerndirne.

Die ständigen Gäste des Wirthshauses waren Leute, die mit der Wahl ihres Berufes nicht in's Reine kommen konnten, sich flott kleideten, großen Werth auf seltene Spazierstöcke legten, aber keine warme Stube besaßen; sie lungerten den halben Tag und fast die ganze Nacht in Wirthshäusern herum, besprachen sich über ihre Unternehmungen, waren überzeugt, über kurz oder lang irgendwie riesig viel Geld zu verdienen, und machten inzwischen Schulden.

Diese Herren besprachen jetzt mit großem Eifer die Möglichkeit, sich der Wabi auf irgend eine Weise zu entledigen, und ihre offenbar sehr wispigen Vorschläge reizten sie zu dem lauten Gelächter, das von Zeit zu Zeit den Raum erfüllte.

Der Wirth hatte die Frauen auf den Weihnachts-

abend bestellt, da seine Gäste zur Feier des Festes nach Gesang verlangten.

"Man kann Alles heiligen," ermahnte Wabi sich und Hanni, da ihnen an diesem Abend der Weg in's Wirthshaus besonders schwer fiel. Hansei saß schon in seiner Ecke; Jeder hatte sich an die stille Gegenwart des Schnitzers gewöhnt. Ueber den drei großen Tischen im Vordergrunde der Wirthsstube hing je eine Erdöl-Lampe, deren Licht gerade hinreichte, um die Gesichter der Gäste zu beleuchten. Die Glückstritter am oberen Tische lagen wie gewöhnlich dem Würfelspiele ob; Stadt- und Landvögel theilte sich in die übrigen Tische, und aus dem Qualm der Pfeifen hoben sich die meist verdrießlichen oder unzufriedenen Gesichter von Leuten, die an diesem Abend ihre Einsamkeit oder Heimathlosigkeit doppelt empfanden.

In den heißen, von schlechter Luft erfüllten Raum trat jetzt plötzlich ein kleiner, runder Herr und schälte sich mit Hülfe des Wirthes aus seinem mächtigen Pelzmantel.

"Sie werden sehen, Herr Baron, Sie werden sehen, — eine Prachtstimme," flüsterte ihm der Wirth in's Ohr, während das Männchen eine Brille aufsetzte, dabei zwei beringte Hände von lächerlicher Kürze zeigte und dann die Blicke mit Blüheschnelle durch den Raum streifen ließ. Die Gesichter der bäuerlich gekleideten Frauen waren in dem Halbdunkel nicht gut zu unterscheiden; dafür blieben die Blicke des Fremden plötzlich an Hansei's Schnitzereien haften, die eine Kerze beleuchtete.

"Mensch," schrie er und stand mit zwei Schritten vor dem kleinen Tische, "dieses Pferd ist ausgezeichnet! Es liegt Kraft, Schwung, Natur in dieser Arbeit! — Wie heißen Sie? — Ausbilden lassen, — ausbilden, — Empfehlungen die Masse, — ich bin Baron Schweppe, — Jeder in der Stadt kennt Baron Schweppe, — ein Mann, der das Talent sucht, liebt, fördert, — ein Entdecker des Genies."

Er fuhr fort, zu reden, betrachtete sämmtliche Arbeiten auf dem Tische und brach bei jedem einzelnen Stück in laute Bewunderung aus. Bei den ersten Worten, welche der lebhafteste Mensch über das Pferd geäußert, hatten sich Hansei's und Hanni's Blicke in gegenseitigem, stolzem Aufleuchten gefunden; als nun aber plötzlich die Worte des Burschen Ohr trafen: "Die Welt steht Ihnen offen, — weg mit dem Bauer, — Sie dürfen kein Bauer bleiben," — schaute Hansei den Sprecher mit blickenden Augen an: "Ich bin ein Bauer," sprach er, "und kann nie was Besseres werden, — der Rock hat mit dem Schnitzen nichts zu thun."

Er hatte kaum ausgesprochen, so griff Hanni in die Saiten. Mit leiser, vor Freude bebender Stimme begann sie das alte Weihnachtslied zu singen, unbekümmert um den Ort, wo sie weilte; es sollte Hansei an die theure Heimath erinnern, ihn bestärken in seinem stolzen Ausspruch, er könne nie Besseres, als ein Bauer werden. So innig hatte sie nie gesungen. Von all den Anwesenden war Niemand darauf vorbereitet gewesen, in der Wirthsstube einer Art Weihnachtsandacht zu begegnen. Die Ueberraschung drückte sich denn auch in der verschiedensten Weise auf eines Jeden Antlitz aus, — hier unsichere Geringschätzung, lächelnde Verlegenheit, — dort wirkliche Rührung, wehmüthiger Ernst. Der Entdecker aber hörte nur die Stimme; er stand mit seinen kurzen, weit aus einander stehenden Beinen mitten in der Wirthsstube, — ganz Ohr. Kaum war das Lied zu Ende, so stürzte er mit lautem Bravo-Geschrei auf Hanni los, daß der kleine Tisch vor ihr in's Wanken kam: "Kind, Kind," schrie er, "Ihr Glück ist gemacht! Ich lasse Sie ausbilden, — für die Oper! In einem Jahre treten Sie auf, sind Sie eine Berühmtheit, — ein Phänomen!"

"Aber ich muß dabei sitzen," unterbrach ihn Wabi.

Der Entdecker wollte eben hell auflachen, als ihn das ernsthafteste Gesicht der Magd eines Besseren belehrte; er nickte ihr sehr freundlich zu, legte ein Silberstück auf den Teller und bat Hanni um ein zweites Lied.

Bevor er ging, stürzte er von Hanni zu Hansei und so immer hin und zurück, sie beschwörend, am anderen Morgen mit ihm in der Wirthsstube zusammen zu treffen, wo die erste Besprechung über das Nähere stattfinden sollte.

Hanni kannte das Leben zu wenig, um im Entferntesten zu ahnen, was des Barons Versprechungen für sie bedeuteten.

"Wenn ich nur wüßt', was er will," sagte sie zur Wabi und septe gleich darauf hinzu: "Das hätt' ich ihm gleich sagen können, daß Hansei Keiner ist, der sich in einen Stadtknecht stecken läßt, — aber ich auch nicht, wenn dem verrückten Menschen so was einfallen sollt'."

"Sing' Dein' Sach' jetzt," sagte Wabi, "damit wir heimkommen."

Plötzlich, — Hanni hatte eben zu singen angefangen, — ging eine Erdöl-Lampe aus und gleich darauf die zweite und dritte. Finsterniß herrschte in dem Raume, und Hansei, der aufgesprungen war, vernahm durch das Gelächter, Geschrei und Gerufe Hanni's halberstimmte

Stimme, die ihn beim Namen rief. Der Bursche warf den Tisch vor sich nieder; mit seinem groben Stab bewaffnet, drängte er sich durch einen Knäuel von Menschen, dem wiederholten Rufe Hanni's folgend. Es gelang ihm, tüchtige Hiebe nach rechts und links auszuheilen, sich bis zu ihr Bahn zu brechen.

„Ich halt' Dich fest,“ hörte er Wabi sagen, „ich laß nicht los!“ „Licht,“ schrie Hannei, indem er, voll Angst, Hanni zu treffen, auf die zur Thür drängenden Menschen los schlug; etliche wichen zurück, der Wirth brachte Licht, und kräftig vordringend, erlöste Hannei die Frauen aus dem Knäuel, der sie dem Ausgange zuschob. Der Wirth mahnte zur Ruhe; Licht kam von allen Seiten, aber Hannei, dicht unter der Thür stehend, kümmerte sich weder um die Vorstellungen noch um die Drohungen des Wirthes; er ruhte nicht, bis er sämtliche Gäste, ob schuldig oder unschuldig, zur Thür hinausgejagt hatte.

Die Wirthsleute, an dergleichen Ausschreitungen ihrer Gäste gewohnt, machten sich brummend über die zerbrochenen Stuhlbeine, zusammengedrückten Hüte und Pfeifenstängel her; Hannei aber vergaß den Schreden über den Anblick von Hannei's verbittertem Pferd, das, kaum noch zu erkennen, zertrümmert und beschmutzt, auf der Erde lag. Sie hob es auf und hielt es dem Burschen wortlos entgegen. Der schaute sein Meisterstück gar nicht an, bloß das Mädchen; — Liebe, Angst, eine heiße Frage lag in dem feuchten Blick. Und Hannei schlang mit einem schluchzenden Ausruf beide Arme um des Gepielens Hals.

„Ich — war ein grober Mensch,“ stammelte er. Sie schloß ihm den Mund. „Sei still, ich kenn' Dich.“ Wabi in ihrer Ecke packte in aller Stille Hannei's Schnitzereien zusammen, indeß ihr die Thränen unaufhaltsam über die Wangen rollten:

„s' Leben ist wie's Wetter,“ murmelte sie; „s' wird Nacht und Tag und Regen und Sonnenschein, und wenn unser Herrgott ein Donnerwetter schickt, so hat's auch sein Gutes.“

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Rachdruck verboten.

Die Rennen in Frankreich.

Von Eugen von Jagow.

Karl V. durfte sich rühmen, daß in seinen Ländern die Sonne nicht unterginge. Frankreich besitzt einen anderen Ruhmesitel: seine Rennen hören nie auf. Ist es winterkalt, so flüchtet der edle Rennsport nach dem Süden, nach Pau, nach Nizza, wo nicht nur die vornehmen Ausländer, sondern auch die vornehmen Pariser sich ein Stellchen geben und Daudet's Roma Roumestan, in dem die Invasion des Nordens durch den Süden geschildert wird, in ihrer Weise zu widerlegen suchen. Kaum ist es mit der Faschingslust vorüber, kaum hat der „Salon“, die Gemälde-Ausstellung im Industrie-Palaste, die neuesten Frühjahrs-Toiletten gezeigt, so beginnt in dem ergrünenden Boulogner Gehölz die Renn-Saison, die Anfang Juni mit dem bedeutsamsten Rennen abschließt, welches Frankreich überhaupt besitzt, mit dem Rennen um den Grand Prix de Paris, den Hunderttausend-Francis-Preis. Er giebt das Signal zur Abreise in die Bäder, denn bis dahin hat die fashionable Welt in den reizenden Sommerfrühen gewohnt, an denen die Umgebung von Paris so reich ist.

Da der Rennsport seinen eigentlichen Zweck, die Pferderassen zu verbessern, völlig aus dem Auge verloren hat und mehr volksthümlich geworden ist, so schließt er sich natürlich dem Strome der nach Seeluft drystenden Auswanderer an, und die Rennen der Sommer-Periode spielen sich in Dieppe, Trouville, Dinan und anderen Bade-Plätzen ab.

Im Gegensatz zu Deutschland sind in Frankreich die großen Bade-Bäder fast ausschließlich See-Bäder, denn es giebt, — etwa von Bichy abgesehen, — kein Mineralwasser-Bad, das sich mit Ems, Wiesbaden, Homburg, Baden-Baden und Kissingen vergleichen ließe. Paris ist eine internationale Stadt weit mehr, als Berlin und Wien; aber internationale Bade-Orte besitzt Frankreich sehr viel weniger, als Deutschland oder Oesterreich, eine Thatsache, welche weit mehr dem Cultur-Historiker, als dem Mediciner zu denken giebt und mit einer gewissen Einseitigkeit der Franzosen im Zusammenhang steht, auf die einzugehen unser Thema uns verbietet.

Wer einige Zeit in England gelebt hat, weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr der Sport, vor Allem der Rennsport und der Wassersport mit seinen Regatten, die ja nur eine andere Form der Rennen sind, in das Volksleben eingreift. Das Rennen um den Derby-Preis und das Wettrennen der Studenten von Oxford und Cambridge sind wirkliche National-Feste geworden.

Auch bei dem Franzosen, der in so mancher Beziehung dem Engländer nachahmt und nicht nur dessen Sport-Fragen sich angeeignet hat, sondern auch, wenn er dem „high life“ angehört, keine Wäsche in London waschen läßt, bürgert sich jene Sitte mehr und mehr ein. Er hat zwar sein republikanisches National-Fest; dasselbe läßt sich aber, von Jahr zu Jahr trivialer werdend, mit dem Volksfeste auf dem Longchamps, kurzweg le Grand Prix betitelt, nicht im Entferntesten vergleichen.

Mit dem Grand Prix hat es ja freilich auch seine eigene Bewandniß. Das wirkliche Sport-Interesse liegt kaum einem aus der großen Menge am Herzen. Die Weltlust ist die treibende Macht, welche das gewaltige Renn-Terrain des Longchamps, auf dem einst Kaiser Wilhelm die Parade abnahm, mit Tausenden und Abertausenden von Parisern überschwemmt, und unwillkürlich kommt einem das Bild des Justinianischen Byzanz in den Sinn, wo die Circus-Kämpfe der Grünen und Weißen in den Straßen ein blutiges Nachspiel fanden. Allerdings geht es innerhalb des schönen Rahmens, mit dem das vom Mont Valerien überragte Boulogner Gehölz

das Longchamps umschließt, nicht ganz so schlimm her; aber im Augenblick, wo ein berühmtes englisches Vollblut mit dem besten französischen um den Hunderttausend-Francis-Preis ringt und Werten engagirt sind, deren Gesamtvertraag sich auf Millionen beläuft, ist die allgemeine Erregung doch auf einen solchen Siedepunkt gelangt, daß geballte Häute, Flüche und maßloses Triumphgeschrei durchaus nichts Seltenes sind.

Obgleich die Rennen im Boulogner Gehölz erst nach dem zweiten Frühstück, also in den Nachmittagsstunden, beginnen, findet doch schon früh Morgens in den Pariser Straßen und in allen Stadttheilen ein fieberhaftes Treiben statt. Zahlreiche Wetten sind im Voraus abgeschlossen worden, denn der Buchmacher, — diese moderne Rennfest, — ist in der spiellustigen Seinestadt noch weit zahlreicher vertreten, als in Berlin oder Hamburg. Man wettet in der verschiedensten Weise, und das Geschäft, das in den Pariser Cafés beginnt, wird natürlich auf dem Rennplatze selbst in noch größerem Maßstabe fortgesetzt.

Bereits früh am Morgen pilgert der Arbeiter, der Handwerker und der Klein-Geschäftsmann mit seiner Familie nach dem „Bois“ hinaus, gleichviel, ob die Sonne scheint oder der Regen maßlos herabströmt, denn natürlich findet das Volksfest an einem Sonntage statt. Madame hat sich und ihre Tochter so schön wie möglich herausgeputzt; viele Federn auf dem Hute und einen mächtigen Seifekorb am Arme, dessen Inhalt demnächst auf dem grünen Tisch des Boulogner Gehölzes ausgebreitet werden wird. Man kann sich in Deutschland von dem Reichtum eines solchen Speisekorbes gar keine Vorstellung machen, denn der Franzose, und vor Allem der Pariser, fährt eine „bonne fourchette“; er will seine komplette Mahlzeit, wenn er sich amüsiren soll. So breiten sich denn verlockend vor ihm aus: Sardinen und Radieschen als Hors d'oeuvre, Pasteten und kalte Braten, Käse und Obst zum Dessert, und dazu etliche Liter chemischen Weines und Viqueure in Hülle und Fülle, mit oder ohne kalten Kaffee.

Diese braven Familien, malerisch unter einem schattigen Baume gruppiert, fählen sich bisweilen bei ihren lucullischen Genüssen so wohl, daß sie von den Rennen sozusagen nur die Rehrseite genießen, d. h. mit stiller Resignation aus der Ferne jene lebendige Mauer betrachten, welche, sich stets erneuernd, das weite Rosen-Terrain umschließt. Und wenn sie dann gar die flatternde, bunte Fackel des Jockeys irgendwo aufblitzen sehen, dann ist ihr Glück vollkommen. Sie können dann zu Hause mit gutem Gewissen versichern, daß sie beim Grand Prix zugegen gewesen sind, und ein competentes Urtheil über den Sieger abgeben, mit dessen Namen brüllende Zeitungsverkäufer Abends in den Straßen selbst Todte aufwecken könnten. Was diese schmausenden Familien anlockt, ist im Grunde genommen nichts Anderes, als die Lust am Menschengewirr und an dem Getöse, das wie die emporste Brandung bis in die entlegensten Winkel des weitgedehnten Bois de Boulogne herüberbraust.

Etwas später, als das Pariser Fußvolk, das sich hauptsächlich aus den Arbeitervierteln und den Vorstädten rekrutirt, erscheinen diejenigen Gäste, welche sich der rastlos auf der Seine auf- und niederreitenden Dampfer oder mächtiger, nur an den sogenannten „großen Tagen“ in der Stadt sichtbar Wagen bedienen. Obgleich Dampfer auf Dampfer abgelassen wird, ist doch die „Cene“ der auf den Seine-Unais geduldig wartenden, paarweise gruppierten Personen endlos, wie ein Rom-tischweil. Dasselbe gilt für die mit grünen Zweigen geschmückten Fuhrwerke, welche vor irgend einem Café stationieren und, obgleich sie dreißig bis vierzig Personen fassen, doch im Nu gefüllt sind. Trotzdem vollführen die Kutscher, um die Passagiere schneller anzuloden, ein so mörderisches Geschrei, daß den Unwohnenden, wenn sie zarterbübig sein sollten, nur die Anwendung jenes Hülfsmittels übrig bleibt, dessen sich bereits die Gefährten des Odysseus gegen den Lodgesang der Sirenen bedienten. Paris ist ja nun einmal die gelobte Stadt der Straßentrufe, mit denen es selbst Neapel weit in den Schatten stellt.

Am Longchamps verdoppelt sich natürlich der Lärm, falls dies überhaupt noch möglich ist, denn hier trifft die ganze Höllegesellschaft zusammen, in deren Chorus die auf Ordnung setzenden Gardiens de la Paix und zahlreiche, den neuesten Gassenhauer singende, schon stark angeheiterte Gruppen erbarmungslos miteinstimmen.

Im letzten Augenblicke, das heißt, eine Stunde vor Beginn der Rennen, erscheinen die eleganten Reiter beiderlei Geschlechts, — die Damen in langem, dunklem Amazonen-Kostüm, — sowie die Equipagen, die nur noch im langsamsten Tempo von der Stelle kommen, und deren endlose Reihe sich vom Eintrachts-Platze die langen, prächtigen Elfenbein-Felder hinauf bis zu den mit rothem Tuch ausgeschlagenen Tribünen ausdehnt.

Als einer der letzten, vornehmsten Gäste nach Vater Grövy, der Präsident der Republik. Mit militärischen Ehren wird er empfangen, und unendlich gelangweilt, nimmt er in der ihm reservirten Loge inmitten eines glänzenden und in allen Mode-Parfums duftenden Damenstors Platz. Kaum, daß ihn die Menge beachtet; denn die auf seine Tribüne gerichteten Operngläser suchen mit größerer Neugier die politischen Helben des Tages, die ausländischen Uniformen und die weiblichen Berühmtheiten, die, trotzdem sie einer sehr verschiedenen „Welt“ angehören, doch einträchtiglich neben einander sitzen, sich neugierige Seitenblicke zuwerfen und einander — beneiden. Es ist freilich wahr, daß der Reiz meist nur auf Seiten der sogenannten anständigen Damen gesucht werden muß, denn die Sittenverderbnis ist in Paris bereits so groß, daß zwischen jenen einst so heterogenen Welten kaum noch eine Grenze zu ziehen ist. Selbst der, welcher nie in Paris gelebt hat, kann sich von diesen Zuständen aus der modernen französischen Literatur ein Bild machen. Es ist nicht übertrieben, wenn die Dramatiker oder Romanciers die vornehmen Damen in ihrem gesellschaftlichen Cirkel über diese oder jene berühmte Courtesane freimüthig sprechen oder sie bei deren Mobilien-Versteigerung irgend einen glänzenden Schmuck, wo nicht gar einen Toiletten-Gegenstand, erstehen lassen.

Die Damen-Toiletten spielen beim Grand Prix fast eine ebenso große Rolle, wie die Wetten, und werden am anderen Morgen in der Presse mit so lebenswürdiger Ausführlichkeit geschildert, als handele es sich um die welterschütternde Frage: Krieg oder Frieden. Freilich verfahren die Blätter dabei nicht ganz unparteiisch, sondern dienen meist Reklame-Zwecken. Nicht die schönsten Toiletten, die blühendsten Gesichter werden geschildert, sondern die der am besten bezahlenden, großen Damen, deren Name in der Tages-Chronik alle vierzehn Tage wiederkehrt. Natürlich vergißt man auch nicht, den Namen des großen Damenschneiders anzugeben, dessen Feenhand das Wunderwerk vollbracht haben.

Der Grand Prix ist, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, eigentlich nichts Anderes, als eine große, lebende Som-

mer-Toiletten-Ausstellung, denn nie findet sich wieder eine so günstige Gelegenheit, das, was die neueste Mode vorbildlich giebt, von so vielen Kennern, — um von der für solche Geschmacksleistungen incompetenten Plebs ganz abzusehen, — im verklärenden Sonnenschein des schattenlosen Longchamps bewundern zu lassen. Neuer Schnitt, neue Farben-Combinationen, eigenartig gemusterte Sonnenhüte, — der Schreden Derer, welche dahinter sitzen und etwas von den Rennen sehen möchten! — und vor Allem anmuthige Damenhüte mit ihren neuesten Garnirungen und Formen. In der That ist es der Hut, der am meisten in die Augen springt, und in ihm gießt daher die Kokeretterie der Pariserin. Einige der wenigen Vorzüge, welche diese vor der Deutschen hat, besteht in der That in der discreten Kunst, mit der sie die Farben zu harmonisiren, grelle Effecte und die Ueberladung der Toilette mit allerlei Ausputz und Schmuck-Gegenständen zu vermeiden weiß. Vielleicht erklärt sich diese Ueberlegenheit einigermaßen daraus, daß Paris sich eines milderen Himmels erfreut, als beispielsweise die deutsche Reichshauptstadt, und daß die Sonne die Lehrmeisterin des Farbensinnes ist. Aber freilich, so ungenirt, so kokett, so herausfordernd ist die Deutsche nicht, um auch dieser Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Neben diesen reich und modern geschmückten Pariserinnen, die man nicht nur auf den privilegierten oder nur gegen hohen Eintrittspreis zugänglichen Tribünen, sondern auch auf der sogenannten „pelouse“ inmitten der auf- und niederwogenden Menge sieht, giebt es auch zahlreiche „Sportswomen“, — so sagt man in England und folglich auch in Paris. Sie leben ganz dem Sport oder dem Wettspiel und kokettiren, — wenn man das Wort in diesem Sinne gebrauchen darf, — mit einer absichtlichen Vernachlässigung ihrer oft nicht ungeschönten Person. Sie kleiden sich englisch und suchen etwas darin, die Anmuth ihrer Formen unter einem abschaulichen, langen Paletot oder einem unkleidamen Regenmantel zu verhallen. Sie sind eine Art von Seitenstück zu den weiblichen Studenten mit männlichen Allüren, sprechen ein englisch-französisches Landerwelsch, führen statt des Namens der Sarah Bernhardt den berühmter Vollblut-Pferde im Munde und werfen nur dem Jockey verlebte Blicke zu. Um einem solchen irgend ein Renn-Prognostikon abzuloden, scheint diese Amazone und Diana in einer Person, — denn sie reitet, schießt und jagt, — vor keiner Verführungskunst zurück. Dieser echt moderne Typus, der vor wenigen Jahren noch kaum existirte, ist von den französischen Romanciers noch nicht einmal gestreift worden, hat aber alle Aussicht, der bis zum Ueberdruß variirten Cameliendame den literarischen Rang abzulaufen.

Das Treiben auf dem Longchamps ähnelt ein wenig dem, welches auf den Berliner, Hamburger und Wiener Rennplätzen vor Allem aber in Baden-Baden herrscht. Neben dem wettenden Commis, der jauchzenden Ladenmamsell und dem gedehnten Pariser haute gamme begegnet man vielen ausländischen Gesichtern. Auf den Tribünen und auf dem Sattelplatze wird vielleicht mehr englisch, als französisch gesprochen, und der sonst so phlegmatische Sohn Albions geräth beim Siege einer seiner vierbeinigen Landsleute in eine solche Begeisterung, daß er diesen am liebsten auf die Schultern nähme und im Triumph zur Wage trüge. Da diese Prozedur indessen materielle Schwierigkeiten bereiten würde, so begnügt er sich damit, den durstigen Kenner mit Sekt zu laben. Noch größer ist die Ovation, die dem siegreichen Jockey dargebracht wird. Die Jockey erinnern sich gewiß noch, welch ungeheures Aufsehen der Tod des Jockey-Fürsten Archer in England erregte. Ganz dasselbe gilt aber für Paris, wo die kindische Vergötterung der Theater-Prinzen und Prinzessinnen niemals durch ein ernstes Mahnwort in der Presse, sondern nur durch Clowen und Jockey wirksam bekämpft werden wird. Das Bessere ist des Guten Feind, sagt das Sprichwort. Die Rehrseite desselben aber lautet: Das Dämmere ist des Dummens Feind. Für die „hadauerie Parisienne“ steht der Rennsport noch über dem Theatersport, Archer über Sarah Bernhardt und der Jockey über dem Coulisten-Klatsch. In Jola's „Centre de Paris“, — das ist das letzte Wort der dramatischen Aesthetik in Frankreich, — bietet man dem Publicum echtes Gemüthe und ein wirkliches, eben erst geschlachtetes Kalb, — was Wunder, daß man diesen billigen Natur-Producten das goldene Kalb der Buchmacher vorzieht, um welches maßlose Gewinnhucht ihren Kundtanz aufführt!

Die Rennplätze der Seebäder haben einen etwas anderen Charakter. Die große Pariser Vollblutmasse bleibt ihnen begreiflicher Weise fern, und die Toiletten der vornehmen Herren- und Damenwelt sind noch leichter, lichter und leuchtender geworden. Aber auch hier dominiert die Weltlust, die freilich einen ausschließlicheren, eleganteren Charakter annimmt. Die Wettstöße um einige Francis sind verpönt, und der Glüdsritter und Hochstapler aller Länder, der falsche orientalische Prinz, der Faschspieler von Profession, für den der Franzose den für das Hellenen-Voll nicht eben schmeichelhaften Namen grec besitzt, der Bank legende falsche Graf, die Primadonna aus Honolulu und Volkstodschändel, der heruntergekommene Bankier, — sie Alle, die in dem gewaltigen Durcheinander des Longchamps verschwanden, werden mehr gesehen und geben Dieppe oder Trouville ein charakteristisches Gepräge. Und kaum sind die Rennen beendet, die baren und unbaren Wetten ausbezahlt, oder auch nicht, kaum ist das Diner eingenommen, so beginnt auch schon der Casino-Ball und leider auch — das Glüdspiel. Und so paßt denn auf so Manchen, der inmitten dieses ewigen Freudenrausches, zwischen echten und unechten Baronen, Jockeys und Buchmachern, Glüdsrittern und Courtesanen den Kopf verliert und trotz aller finreichen Speculationen, statt Millionär zu werden, ruinirt wird, das Goethe'sche Wort:

Und wandelt mit bedächtiger Schnelle Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Rachdruck verboten.

Im Reiche der Mitternacht-Sonne.

Von M. Ottesen.

2. Tromsøe.

Tromsøe, 5454 Einwohner, bedeutendste Stadt Nordlands, liegt unter 69°, 33' n. Br., — so beginnt unser englischer Doctor eine Vorlesung aus seinem Bädeder. Niemand aber hört zu, Alle sind vollständig von dem Anblick gefesselt, der sich uns so unerwartet darbietet.

Weisse Häuser bilden zwischen blühenden Gärten hervor; im Gegensatz zu den hohen Schneebbergen, welche den Hintergrund der Landschaft bilden, machen die grünen Wälder dort



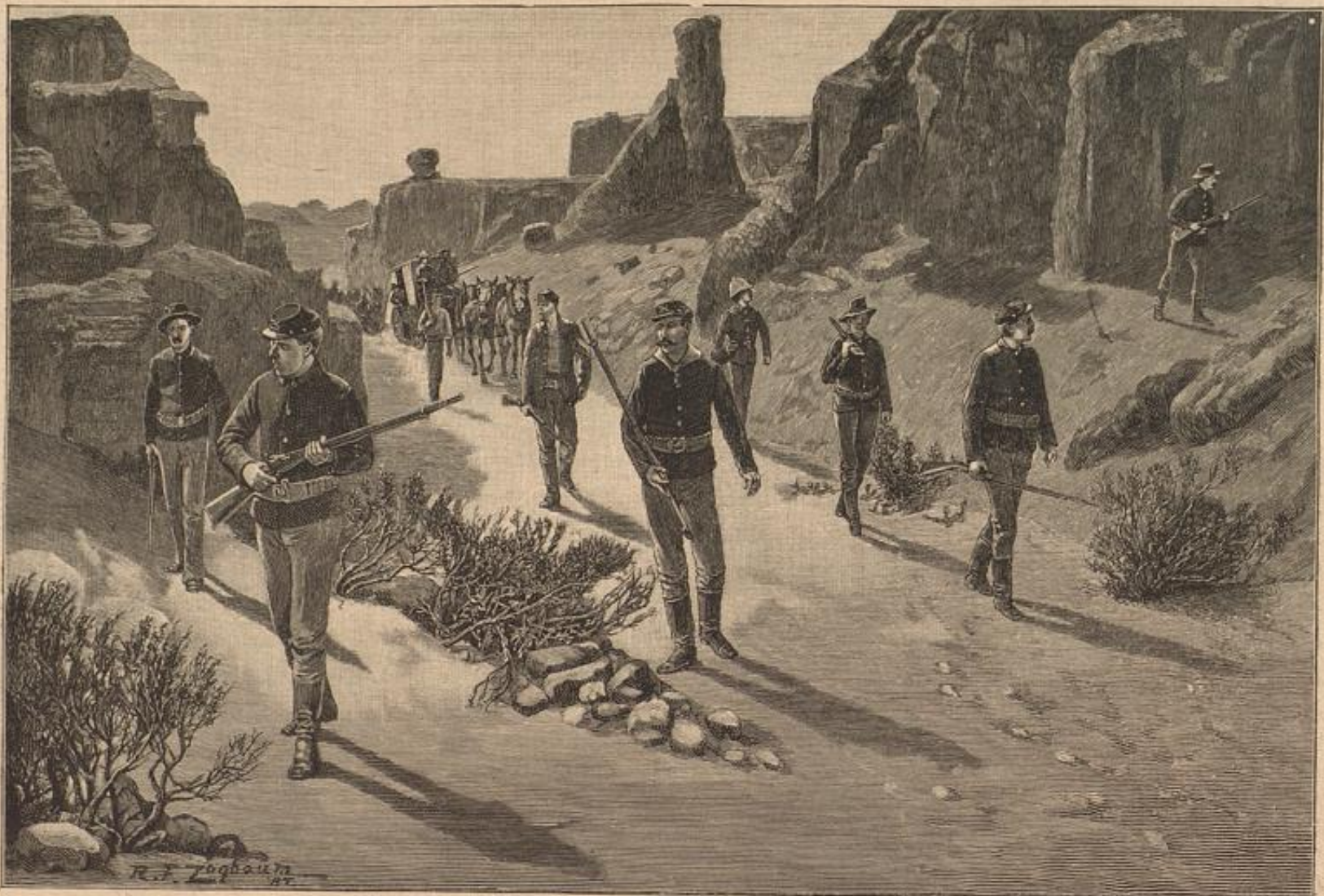
Jowan Ristic, der neue serbische Minister-Präsident.

Jowan Ristic, 1831 zu Kragejewah in Serbien geboren, besuchte, nachdem er eine sorgfältige Vorbildung erlangt, die Universitäten zu Berlin und Heidelberg und widmete sich daselbst mit großem Eifer staatswissenschaftlichen und historischen Studien. Darauf trat er in den Staatsdienst seines Vaterlandes, lenkte hier durch sein Geschick bei der Abwicklung diplomatischer Geschäfte die Aufmerksamkeit des Fürsten Michael Obrenowitsch auf sich, wurde 1860 zum Secretär der serbischen Gesandtschaft in Konstantinopel ernannt und übernahm ein Jahr darauf selbst die Gesandtschaft. Nach der Ermordung des Fürsten, 1868, wurde ihm im Verein mit zwei anderen Staatsmännern für den damals noch unmündigen Milan, den jetzigen König, die Regentschaft übertragen. Nachdem Letzterer die Großjährigkeit erlangt hatte, trat Ristic in das von Wladislaw gebildete Ministerium ein und übernahm nach dem im Frühjahr 1873 erfolgten Tode des Cabinetts-Chefs den Vorfig der Regierung, reichte aber schon im October desselben Jahres seine Entlassung ein. 1876 wieder an die Spitze der Geschäfte berufen, trat er 1880 abermals zurück, um nun nach dem Sturze des Ministeriums Garaschnin von Neuem die Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen.



Cardinal Rampolla, der neue päpstliche Staats-Secretär.

Cardinal Marchese Rampolla del Tindaro, geboren am 17. August 1843 zu Polizzi in Sicilien, absolvirte seine theologischen Studien im Collegium Capranica und auf der Accademia dei nobili ecclesiastici zu Rom; seine Lehrer waren Jesuiten, darunter der kürzlich verstorbene Cardinal Franzelin, ein geborener Tiroler. Im Jahre 1875 begleitete Rampolla den Erzbischof Giovanni Simeoni, der zum päpstlichen Nuntius in Madrid ernannt war, nach der spanischen Hauptstadt und blieb dort Geschäftsträger des heiligen Stuhles, nachdem Simeoni schon 1876 dem Cardinal Antonelli als päpstlicher Staats-Secretär in Rom gefolgt war. 1877 ebenfalls nach Rom zurückberufen, erhielt Monsignore Rampolla das Secretariat für die Angelegenheiten des orientalischen Ritus, später das Secretariat für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten. Im Jahre 1882 wurde er mit der päpstlichen Nuntiaturs in Madrid betraut, die er inne hatte, bis ihn jetzt Leo XIII. zum Staats-Secretär, an Stelle des verstorbenen Cardinals Jacobini, ernannte.



Eine Zahlmeister-Escorte im nordamerikanischen Westen. Von R. F. Fogbaum.

Die immer wachsende Ausdehnung des Eisenbahnnetzes im Westen der Vereinigten Staaten und die zunehmende Besiedelung des Landes haben seit einigen Jahren wohl die Gefahren vermindert, denen früher die Zahlmeister der nordamerikanischen Kasse auf ihren Reisen von Garnison zu Garnison ausgesetzt waren. Dennoch giebt es noch heute weite Strecken, welche Niemand, der

sich im Besitze größerer Summen befindet, ohne starke Escorte zurückzulegen wagt. Die amerikanischen Militär-Zahlmeister führen aber, da die Truppen allmonatlich ihren Sold erhalten, stets ansehnliche Beträge mit sich, welche indianische Marodeure wie weiße Strauchdiebe wohl verlocken können. Deshalb sind jene Männer bei ihren Reisen, gleich Rutscher und Bedienung, nicht nur selbst

bis an die Zähne bewaffnet, sondern sie werden auch von einer Militär-Escorte begleitet, die ausreicht, einer ganzen Bande von Wegelagerern die Spitze zu bieten. Unter welchen Vorsichtsmaßregeln sich eine Zahlmeister-Reise in den schuchterreichen, durch Felsvorsprünge wie zum Überfall eingerichteten Gegenden des „wildem Westens“ vor sich geht, zeigt anschaulich unser Bild.

niedrigen Insel einen doppelt freundlichen Eindruck. Die Schiffe, welche in dem geräumigen Hafen anker, senken grüßend die Flagge, die Geschütze donnern, und auf den Willen der Einwohner flattern die Landesfarben lustig im Winde.

Wir besuchen das Museum, welches in Bezug auf die Fauna und Flora der arktischen Länder große Seltenheiten aufzuweisen hat. Voller Interesse lauschen wir der Erklärung des Conservators, welcher uns auf manche seltsame Laune der Natur aufmerksam macht. So entdeckte man kürzlich auf dem nahen Flöberg eine Pflanze, draba crassifolia, die höchst selten vorkommt und überall eifrig von den Botanikern gesucht wird. Die Stelle, wo sie wächst, wird aber geheim gehalten, damit nicht unberufene Hände sie mit Stumpf und Stiel ausröten.

Wunderbar ist überhaupt die Vegetation in diesen Thälern, wo die Gewässer des Goststroms hineindringen, während gleichzeitig die Sonne ihre Strahlen Tag und Nacht über die Abhänge der Berge hingießen läßt. In Lynaen (71 Gr. n. Br.) wachsen Johannisbeer-Büsche im freien Felde; Rosen blühen in den Gärten innerhalb des Polarkreises, und alle Pflanzen kommen in drei Monaten hier oben ebenso weit, wie in südlichen Gegenden während der doppelten Zeit.

Dies Alles wirkt ebenso überraschend auf den Beschauer, wie die seltsamen Gegenstände, welche die Landschaft darbietet. Hier sahle Felsen, unbewohnte Inseln, dort, jenseits der Landzunge, freundliche Gefilde, üppiger Baumwuchs und eine so warme, strahlende Beleuchtung, daß man sich eher am Ufer eines italienischen Sees, als im Reiche des Eises zu befinden glaubt.

Wir schreiten durch den schönen Birkenwald oberhalb der Stadt und lauschen dem Geszwitser der Vögel. Laut erschallt der neckische Ruf des Kuckucks, der vom ersten Juni bis Mitte August in Tromsø verweilt. Auch die Wachtel fand den weiten Weg, während sich der Sperling erst vor sechs Jahren hier niedergelassen hat. Die Einwohner boten sofort Alles auf, um den sonst nicht so gern gesehenen Gast mit allerlei Lockspeisen zu fesseln, und jetzt sieht man im Winter den grauen Spatz neben seinem weißgefiederten Bruder über die Schneedecke dahinhüpfen. Die braunen Schneehühner sind hier so zahl, daß sie bis zu den Häusern hinaufen.

Der Nachmittag war zu einem Ausfluge nach dem Tromsø-Thale bestimmt, wo eine Schar Lappländer sich für den Sommer mit ihren Kenntnissen niedergelassen hatte. Wir müssen nicht vergessen, daß wir uns mit starken Schritten ihrem alten Reiche, Finnmarken, nähern.

Durch ein wildes Gebirgsthal, wo rauschende Bäche sich von den Abhängen hinabstürzen, windet sich ein schmaler Pfad zwischen Geröll und knorrigen Baumwurzeln. Theils zu Fuß, theils zu Pferde, zieht die Reise-Gesellschaft einher. Selbst in diese Einöde verfolgte uns ein Vertreter der Cultur in Gestalt eines Photographen, der es für sein unbestrittenes Vorrecht erklärte, alle Touristen abzuconterfeien, sobald sie das Lappnager erreicht hätten. Da er offenbar jeden Widerspruch zu ignorieren beabsichtigte, dachte Niemand daran, sich seinem Willen zu widersetzen, und der Einfall schien sogar von den Reisten mit Freude begrüßt zu werden. Nur als die Sproßlinge des Romaden-Volkes sich weigerten, unentgeltlich die nötige Staffage abzugeben und mörderlich zu schreien begannen, gerieth die Gemüthsruhe des dicken Herrn einen Augenblick in's Schwanken. Der englische Doctor machte aber bald der Sache ein Ende, indem er mit einem lauten „Goddam!“ den schmutzigen Bengeln eine Hand voll Silber zuwarf und sich königlich amüßte, als diese sich nun sofort neben ihr Kenntniser hinstellten und sich ruhig photographiren ließen.

Endlich war dieser wichtige Akt zu Ende, und wir konnten unsere Besichtigung der „Gammien“ (niedrige Erdhöhlen) beginnen.

Die Eigenthümer dieser dumpfen, schmutzigen Wohnungen sind kleine, bewegliche Leutchen, welche in mancher Hinsicht an Zigeuner erinnern. Im Winter tragen sie eine Tracht, die aus Fellen verfertigt ist. Der Sommer dagegen verlangt lebhaftere Farben und leichtere Stoffe.

Die Frauen tragen bunte, mit Spitzen und Bändern verzierte Hauben. Ueber das fußfreie, faltenreiche Kleid, das von einem gestickten Gürtel zusammengehalten wird, bringen sie unzählige Lächer, eines immer heller als das andere, an. Die Füße stecken in „Kosagen“, schnabelförmigen Stiefeln aus weißem Fell, mit rothen Kanten. Bunte Bänder, welche die Lappländerinnen selbst auf kleinen Handwebstühlen verfertigen, werden noch um die Füße gewickelt. Im Ganzen wirkt der Anzug in diesen düsteren Umgebungen sehr heiter und malerisch. Alle Männer und Frauen, Groß und Klein schwirren um uns herum und bieten ihre Waaren feil. Schöne Handarbeiten darf man aber hier nicht zu finden hoffen. Alles ist aus Fellen, Schaafwolle oder Kenntniser-Geweib verfertigt.

Der Lappländer verdient jedenfalls als Repräsentant eines Volkes, das einst diese Einöden beherrschte und jetzt im Aussterben begriffen ist, unsere Theilnahme. Die dunklen Augen sehen uns erstaunt und freundlich an, und ist auch das breite Gesicht, von struppigen, schwarzen Haaren umgeben, nicht schön zu nennen, so ist der Gesamteindruck, den das ganze, höchstens fünf Fuß hohe Persönchen macht, keineswegs abstoßend.

Im Ganzen finden sich noch in Norwegen 25,000 Lappländer und Avänen. Letztere sind aus dem nahen Finnland eingewandert und ihren Stammesverwandten in jeder Hinsicht weit überlegen. Sie zeichnen sich als Jäger und Fischer aus, treiben aber auch Ackerbau. Die Lappländer dagegen sind vorzugsweise ein Hirtenvolk, und der Besitz einer Kenntniserherde ist ihr größtes Glück. Zwei bis dreihundert Kenntniser genügen zum Unterhalt einer Familie; ein reicher Lappländer besitzt oft über Tausend.

Da setzt sich eben die ganze Herde in Bewegung. Es ist ein schöner Anblick, die stolzen Thiere durch das Felsthal dahinjagen zu sehen, und man wundert sich, daß es wirklich gelingt, den stüchtigen Renner zu zähmen und zum Ziehen eines Fuhrwerks zu zwingen. Ein anwesender Landrichter erzählte, wie er allein die entfernten Thingstätten erreichen könne, indem er dem Beispiele des Lappländers folge und in dem Pulk, mit Kenntniser bespannt, über die Schneefelder dahinjähle.

Ohne Gefahr ist die Fahrt keineswegs, denn selbst das gezähmte Kenntniser verlegt nie ganz seine Natur. Wird es gereizt, so stampft es mit den Füßen, wühlt die Erde mit dem Geweih auf und jagt in rasender Eile davon, ohne sich um die Insassen des Pulks zu kümmern.

In den letzten Jahrzehnten hat die Regierung Alles gethan, um den Lappländern Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen. Die Pfarrer verkünden ihnen das Evangelium in ihrer eigenen Sprache, und Niemand darf ihnen, wie das früher

oft geschah, ihre Weideplätze ungestraft nehmen. Jetzt herrscht auch ein gutes Einvernehmen zwischen den beiden Völkern, während der Lappländer früher unbedingt jeden Norweger niederstieß, den er allein im Gebirge antraf. Er fürchtet und bewundert gleichzeitig den Herrscher des Landes, der in jeder Hinsicht von ihm so verschieden ist. Reich, gefühlvoll, mit reicher Phantasie begabt, entbehrt er die Kraft, die Willensstärke des Germanen, und dieser Blick wieder halb verächtlich, halb mitleidig auf den Lappländer herab, der seit Jahrhunderten murrend, aber ohne offenen Widerstand zu wagen, sein Joch ertrug.

Zum Christenthum wurden die Lappländer eigentlich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts von Stoffleth, einem früheren Offizier, bekehrt. Dreißig Jahre verbrachte dieser in Finnmarken, lernte die Sprache der Romaden und übersezte das neue Testament in's Lappländische. Gleichzeitig bemühte er sich, seinen Pfarrkindern beizubringen, wie sie ihren Lebensunterhalt in besserer Weise, als bisher, verdienen könnten. Sein Wirken war vom schönsten Erfolge begleitet, und mit Recht nennt man ihn den Apostel Finnmarkens.

Nachdruck verboten.

Welke Rosen.

Von Marie Landmann.

Es war in einem der belebtesten öffentlichen Gärten einer großen Stadt, wo sich vor einigen Jahren den Besuchern alltäglich in den Nachmittagsstunden ein seltsamer Anblick bot. Vor dem Orchester, in welchem eine Musikkapelle ihr tägliches Concert gab, stand eine alte Frau an einem Baum gelehnt. Ihre anständige, aber schlicht bürgerliche Kleidung gehörte einem längst vergangenen Jahrzehnt an. Sie hielt eine Rose in der Hand und sah unverwandten Blickes zu dem jungen, blonden Kapellmeister hinauf, der den Dirigenten-Stock handhabte. Sie stand stundenlang unbeweglich, als ob ihr Leben sich nur in den Augen concentrierte. Erst wenn die Musik verstummte und die Kapelle sich zum Gehen rüstete, ging sie auch, um am nächsten Tage wiederzukommen und wieder unbeweglich an ihrem Platze zu stehen. Die Rose empfing sie jeden Tag aus der Hand des jungen Mannes, dem sie eine so seltsame Beachtung schenkte, und trug sie sorgsam an jedem Abend mit sich fort.

Er kannte sie nicht, so wenig wie die eleganten Besucher, die in dem Garten auf- und abstuhleten. Er hatte ihr, als er sie zuerst bemerkte, eine Rose gegeben, die er damals gerade in der Hand hielt, weil es ihm schien, als ob der Blick, der ihm unverrückt folgte, sich sehnsüchtig auf die Blume heftete. Da war ein Strahl unsäglichlicher Freude über das verwitwete Gesicht gehuscht, und seitdem brachte er ihr an jedem Tage seine Blumenpende, ohne doch weiter nach dem Gehen und Kommen der Alten zu forschen.

In der ersten Zeit, als die seltsame Erscheinung den Reiz der Neuheit für ihn gehabt, hatte er wohl hier und da nach ihr gefragt, aber niemals irgend eine Auskunft erhalten. Man hielt sie allgemein für eine unschädliche Geisteskrankte, und ihr Schweigen, ihre stets unveränderte Stellung und der Blick, der sich immer nur auf den einen Gegenstand heftete, schienen der Annahme nicht zu widersprechen, obgleich im Uebrigen ihr Wesen nichts Unheimliches hatte und ihr Betragen vollkommen ruhig und bernünftig war. Man ließ sie deshalb auch ungestört, wick ihr schen und nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht aus, und nur neue Gäste fragten noch nach ihr, während die ständigen Besucher sich an sie gewöhnten und sie allmählig fast ebenso, wie die alten Bäume, den plätschernden Springbrunnen und die Musik, als ein Zubehör des Gartens ansahen.

So ging der Sommer hin. Von den lichter werdenden Bäumen fielen schon gelbe Blätter zur Erde, aber der September brachte noch heiße Tage. Die alte Frau kam noch immer und empfing mit derselben Pünktlichkeit ihre Rose aus der Hand des jungen Mannes. Eines Tages, als die Schwüle besonders drückend war, sah er die welke Hand zittern, die sich nach der Blume ausstreckte. Ihr Gesicht erschien noch verwitweter als sonst, und die Augen waren trübe umflort. Gleich darauf wankte sie; er konnte sie eben noch umfassen und sie auf eine nahe Bank niederlassen. Um sie her sammelte sich die Menge, halb bestürzt, halb neugierig. Einzelne Fragen wurden laut: „Wer ist sie?“ „Wohin mit ihr?“

Der Kapellmeister, an den sie sich richteten, hatte nur ein rathloses Achselzucken als Antwort. Da drängte sich athemlos ein Mädchen herzu.

„Mutter!“ rief sie angstvoll, „ach, meine liebe Mutter!“ Der alten Frau schien bei dem Rufe das Bewußtsein zurückzukehren. Sie erhob den Kopf, und ihre Augen belebten sich.

„Komm nach Hause!“ fuhr das Mädchen bittend fort. „Du bist krank! Ach, wärs Du doch heute nicht gegangen!“

Sie legte bei diesen Worten den Arm um sie und richtete sie sorgsam auf. Der Kapellmeister stützte die Leidende, wie in schweigendem Einverständnis, von der anderen Seite, und sie führten sie, ohne ein Wort zu wechseln, langsam dem Ausgange zu. Eine vorübergehende Drofsche wurde herbeigewinkt und die alte Frau hineingehoben. Das Mädchen wandte im Einsteigen ihr thränenüberströmtes Gesicht zu ihrem Helfer zurück, ein paar stammelnde Dankesworte kamen von ihren Lippen, dann fuhr sie davon, und er ging in den Garten zurück.

Er führte den Tacthock anscheinend wie früher, aber in seinem Innern kämpfte er gegen die Gedanken, die sich zerstreuten und verwirrend seiner bemächtigten. Endlich war die Arbeit, die ihn noch nie so sauer gedünkt hatte, gethan; doch die Gedanken folgten ihm in den Freundeskreis, in dem er, sonst ein fröhlicher Geiell, heute zersprengt und wortlos war; sie gingen mit ihm in seine einsame Behausung, ließen ihn erst spät in der Nacht die Ruhe finden, und selbst in seinen Träumen sah er das Bild der alten Frau und die thränenvollen Augen des Mädchens.

Am nächsten Tage war er ungewöhnlich früh auf seinem Posten, aber der Platz der Alten blieb leer; die Rose, die er auch diesmal für sie mitgebracht hatte, begann zu welken.

Als das Concert zu Ende war, ging er eilig fort. Er entsann sich der Adresse, die das Mädchen gestern dem Kutscher genannt hatte, und fand nach einigem Suchen in dem großen Hause ihre Wohnung.

Das junge Mädchen öffnete und ließ, als sie ihn erkannte, einen Laut des Erstaunens hören. Auf seine Erkundigung lud sie ihn höflich ein, näher zu treten. Er folgte ihr in ein

Zimmer, das kleinbürgerlich einfach aussah, aber mit seinem altväterischen, wohlgeordneten Hausrath den Eindruck angenehmer Behaglichkeit machte.

Aus dem Nebenzimmer rief eine schwache Stimme: „Hanna!“ Das junge Mädchen eilte mit einer slichtigen Entschuldigung hinaus, um sehr bald wiederzukehren. „Die Mutter möchte Sie gern sehen,“ sagte sie. „Wollen Sie ihr die Freude machen?“

Er bejahte und trat auf ihren Wink in das anstoßende Gemach. Auch hier herrschte derselbe Geist der Ordnung und des friedlichen Behagens. Leiser Duft kam ihm entgegen und lenkte seine Blicke nach dem Fenster, wo neben blühender Rose ein Myrtenstöckchen stand. Davor auf einem Tische war eine bunte Menge künstlicher Blumen ausgebreitet. Im Hintergrunde des Zimmers stand ein Bett. Der Abendstern, den die zurückgeschlagenen Vorhänge ungehindert einließen, überhauchte rosig das bleiche Gesicht der Greisin und die schneeweißen Rippen, in denen sie ruhte, und legte einen schimmernden Reif um die weiße Stirn und die goldbraunen Haare des jungen Mädchens, das neben dem Bette stand und den Fremden heranwinkte.

Die alte Frau streckte ihm die Hand entgegen. „Franz!“ sagte sie leise.

Der junge Mann war tief betroffen. Woher wußte sie seinen Namen? Er setzte sich auf den Stuhl am Bette, auf den sie deutete, und sie hielt seine Hand und streichelte sie sanft. Ihm wurde dabei seltsam zu Muth. Er hatte seine Mutter so früh verloren, daß er nur eine traumhafte Erinnerung an sie bewahrte. Nun war es ihm, als berührte ihn wieder die Mutterhand, und er sah in die verfallenen Züge, auf das silberweiße Haar vor ihm mit einem Gefühle der Ehrfurcht und fast der Färllichkeit.

„Komm wieder!“ flüsterie sie, als er ging. Hanna geleitete ihn hinaus.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie einfach, aber mit einer Stimme, die ihm zu Herzen ging.

„Ich that es gern,“ versetzte er, „aber — haben Sie eine Erklärung für dies Alles?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht. Die Mutter war in der letzten Zeit schon sehr schwach; ihre Gedanken wanderten wohl bisweilen in die Vergangenheit zurück, und das Nachfliegende schien ihren Widen zu erschüttern. Der Arzt, den ich einmal fragte, beruhigte mich und rieth mir, sie ungehindert ihre stillen Wege gehen zu lassen. Auch blieb mir nichts Anderes übrig, denn ich mache künstliche Blumen und muß zu meiner Arbeit die hellen Tagesstunden zu Rathe halten. Nur gestern, als sie von früh an unwohl war und doch am Nachmittage darauf bestand, wieder wegzugehen, litt es mich nicht zu Hause. Ich wußte ihr nachzugehen und kam gerade noch zu rechter Zeit. Ihre Güte, die Sie der Mutter gestern und auch heute wieder erzeigt haben, werde ich Ihnen nie vergessen.“

„Sie haben einen Arzt gerufen?“ fragte er.

„Ja, aber er kann wenig thun. Die Schwäche ist groß und sie ist schon so alt, — nahe an achtzig.“

Er überflog mit einem unwillkürlichen Blick des Erstaunens die jugendliche Gestalt der Sprechenden.

„Wie ist das möglich?“

„Ich bin nicht ihre Tochter,“ sagte sie, ihn schnell verstehend, „auch war sie nie verheirathet. Sie hat mich als kleines Kind, da meine Eltern bald nach einander gestorben waren, zu sich genommen und ist durch Liebe und Sorge meine wahre Mutter geworden.“

Franz ging nach Hause, wie in einem Traume, die Erklärung des jungen Mädchens, durch die ihm doch nichts klarer geworden war, unaufhörlich in seinem Kopfe wälzend.

Seitdem kam er an jedem Tage, brachte der Kranken eine Rose und sah stundenlang an ihrem Bette. Sie wurde zusehends schwächer und sprach nur noch selten ein Wort, nannte auch niemals mehr seinen Namen, aber sie schien doch sein Kommen wohlthätig zu empfinden. Ein Strahl des Verständnisses fladerte in ihren Augen auf, wenn er ihr die Blume reichte, und dann pflegte sie seine Hand zu halten und ruhig einzuschlafen.

Wochen waren vergangen. An einem Tage, als draußen ein kalter Herbstregen fiel, fand Franz das junge Mädchen in Thränen. Es ginge der Mutter sehr schlecht, berichtete sie.

Als er zu der Kranken eintrat, wandte sie sich ihm zu; auf ihrem Gesichte lag ein fremder Ausdruck.

„Franz!“ rief sie mit klingender Stimme, „Franz, kommst Du endlich?“

Er trat beklommen näher.

„Richte mich auf!“ bat sie.

Er legte behutsam den Arm um sie und hob sie sanft empor. Ihre Blicke wanderten suchend umher und blieben endlich an seinem Gesichte hängen.

„Franz,“ sagte sie wieder, „Du bist es doch, ich wußte es. Ich wußte, Du würdest zu mir kommen. Du mußt es ja wissen, wie lieb ich Dich gehabt habe, — immer und ewig, — nur Dich, — und daß ich gewartet habe, — bis Du da bist. . . .“

Guter, — Lieber. . . .“ Sie schloß die Augen, glückselig lächelnd, aber ihre Lippen bewegten sich noch und flüsteren Worte, die nur noch ein Hauch waren, — Liebesworte, die kein menschliches Ohr mehr hörte.

Noch eine kurze Spanne Zeit, und Alles war vorüber. Tiefer Frieden lag auf dem Antlitze der Todten, und neben ihr kniete, bitterlich schluchzend, das verwaiste Mädchen.

Franz stand tief erschüttert an ihrer Seite. Er hatte noch nie einen Menschen sterben sehen; nun war es ihm, als hätte diese fremde Frau ihm allezeit nahe gestanden, und er würde sich sein Leben lang schmerzlich nach ihr sehnen. Er legte seine Hand auf den Scheitel der Knieenden und versuchte, ihr Trost zuzusprechen, während ihm selbst die Augen überflossen.

Der Todesfall war schnell bekannt geworden; Hausbewohner und Nachbarn strömten herbei und füllten die kleine Wohnung. Alle hatten sie lieb gehabt, Jedem hatte sie Gutes gethan mit freundlicher Gabe oder mit liebevollem Wort und verständigem Rath.

Franz ging, als er sah, daß eine alte Nachbarin sich Hanna's annahm. Am nächsten Tage kam er wieder und brachte die schönsten Rosen, die er hatte auffinden können, als letzte Gabe für die Todte.

Hanna war allein. Sie reichte ihm die Hand und sah ihn mit verweinten Augen treuherzig an.

„Kommen Sie,“ sagte sie, „ich habe auf Sie gewartet.“

Sie führte ihn zu einer Kommode und deutete auf eins der bauchigen, mit Messing-Beschlägen versehenen Schubfächer. „Die Mutter hat mir oft gesagt, daß ich dies Fach nach ihrem Tode öffnen solle,“ fuhr sie fort; „aber ich hatte den

ganzen Tag hindurch nicht den Muth, es allein zu thun, und konnte doch auch Niemand von denen, die heute hier waren, darum bitten. Sie sind alle gute Freunde und Nachbarn, aber recht nahe gefanden hat ihr Keiner. Sie sind der Einzige, der mit mir das sehen darf, was sie bei Lebzeiten vor jedem fremden Blick gebüht hat, als wäre es ein Heiligthum."

Sie schloß auf, — auch jetzt noch nicht ohne Jögern. In dem Kasten, aus dem ein feiner Rosenduft ihnen entgegen wehte, lag sauber und zierlich geordnet vielerlei, was der Geschiedenen ein werthvolles Besitztum gewesen sein mochte: Briefe, die mit verblühten Seidenbändern in Päckchen zusammen gebunden waren, einige veraltete Schmucksachen und etwas Silberzeug und, neben einem Paar vergilbter, weißer Atlaschuhe, kleine, an den Spitzen durchgeriebene Kinderstiefelchen. Ein mehrfach umschärtes Päckchen trug die Aufschrift: "Für Hanna." Das junge Mädchen öffnete es mit bebenden Fingern.

Zwei schwere Päckchen fielen zuerst in ihre Hand. "Für mein Begräbniß" stand auf dem einen, "Nothpfennig für Hanna" auf dem anderen. Das Mädchen legte sie bei Seite und griff nach einem darunter liegenden Briefe, der dieselbe etwas verschörkelte, aber feste und deutliche Hand zeigte, wie die verschiedenen Aufschriften.

Hanna las, während ihre Thränen auf das Blatt fielen; dann reichte sie es dem jungen Manne.

"Mein geliebtes Kind!" las er. "Wenn Du dies lesen wirst, bin ich nicht mehr bei Dir. Du stehst allein im Leben, und Gott gebe, daß es Dich nicht allzu rauh anfassen möge. Ich gebe Dir keine Lehren mehr, denn ich habe Dich, so gut ich konnte, zu Rechtschaffenheit, Fleiß und Gottvertrauen erzogen, und damit wirst Du nicht verlassen sein. Das Kästchen, das Du hierbei findest, giebt mir mit in den Sarg. Es war mir theuer, als ich jung war; es ist mit mir alt geworden und soll nun auch mit mir zu Grabe gehen. Was es enthält, darfst Du, mein Kind, wohl wissen. Es sind Andenken an Einen, den ich sehr lieb gehabt habe und niemals vergessen konnte. Das war eine böse Zeit damals, als er fortgegangen war und bald zu schreiben aufhörte und ich von seinem Leben nichts wußte und an seinen Tod nicht glauben konnte. Es dauerte wohl lange, bis ich es überwunden habe und an ihn denken lernte, wie an einen Todten. Gott sei's gedankt, daß ich doch niemals in meinem Leben ganz verzweifeln durfte, denn ich hatte gute Eltern und Geschwister, und als sie endlich alle vor mir gingen und ich traurig und einsam war, da fand ich Dich, mein Kind, und mit Dir noch in meinem Alter ein rechtes Glück, und Gott möge Dich dafür segnen und Dir tausendfach alle Freuden und alles Gute vergelten, das ich durch Dich genossen habe."

Franz hatte den Brief in tiefer Nührung zu Ende gelesen und legte ihn leise zusammen, während Hanna das bezeichnete Kästchen herausnahm und den Deckel öffnete. Es lagen nur wenige Briefe darin, alle mit derselben Handschrift, in verblühten Zügen auf vergilbtem Papier geschrieben, — vor beinahe sechzig Jahren, wie das Datum zeigte; dazwischen eine blonde Haarlocke, mit einem rothen Seidenfaden umwunden, und, in Seidenpapier eingehüllt, einige sorgsam getrocknete weiße Rosen. Die Briefe waren aus verschiedenen Städten Frankreichs und Italiens datirt und nur "Dein Franz" unterzeichnet.

Hanna hob ein Blatt nach dem anderen mit scharfer Hand in die Höhe, und als sie das letzte umwandte, entfuhr ein Schrei ihren Lippen. Sie sah auf dem Grunde des Kästchens ein Portrait, das auf eine ovale Porzellanplatte gemalt war und seine ganze Frische bewahrt hatte, — das Brustbild eines jugendlich schönen, blonden Mannes.

"Ihr Bild!" sagte sie verwirrt, indem sie es Franz hinreichte. Es war ihm in der That auf das Getreue ähnlich. Daß er nicht wirklich selbst dazu gefessen hatte, verriet nur die Tracht, die um mehr als ein halbes Jahrhundert älter war, und ein verschiedener Ausdruck der übrigens ganz gleichen Züge.

Lange standen die Beiden wortlos bei einander: Keines getraute sich, das Schweigen zu brechen. Endlich sagte Hanna flüsternd:

"Können Sie das Räthsel lösen?"

Er schüttelte den Kopf: "Ich weiß zu wenig von meinem Vater, kaum mehr, als daß ich seinen Namen trage. Meine Eltern sind Beide früh gestorben, der Vater noch vor der Mutter; ich bin im Waisenhanse erzogen."

Dann verstummte er, und sie schwiegen wieder, während Hanna das Bild an den früheren Platz zurücklegte. Ein geheimnißvolles Band schien sich zwischen ihnen zu knüpfen, an das sie nicht mit Worten zu rühren wagten.

Es war unterdessen spät geworden; die alte Nachbarin trat ein. "Ich bleibe heut Abend und die Nacht hindurch bei ihr, Hanna," sagte sie. "Geh' Du hinüber in meine Stube und schlafe dort."

Das Mädchen verneinte.

"Ich bleibe auch. In dieser letzten Nacht will ich bei ihr sein."

"Und ich wache mit Ihnen," versetzte Franz. "Nicht wahr, Sie werden es mir nicht verlagen?"

So hielten sie miteinander die Todtenwacht. Die alte Frau sah bei ihnen, betete leise und nickte dazwischen, wenn der Schlaf sie übermannte.

Dann hielten die beiden Anderen flüsterndes Zwiegespräch. Hanna erzählte von der Liebe und selbstlosen Güte der Frau, die sie Mutter genannt hatte, und er flocht tröstende Worte ein und sprach von seinem eigenen frühesten Erinnerungen, von den Kämpfen und Bestrebungen seiner jungen Jahre und wohl auch von dem, was er für die Zukunft erhoffte. Hin und wieder traten sie zu der Entschlafenen und sahen in das stille Gesicht, und vor der Majestät des Todes schien alles Trübliche weit hin zu schwinden. Wenn dann Hanna's Thränen reichlicher flossen, führte er sie sanft wieder fort, und der Druck seiner Hand sagte ihr, daß sie nicht allein war.

Als der Morgen herangekommen war, schritt Hanna alle Zweige von ihrem Myrtenbüschel und flocht davon einen Kranz um die Stirn der Todten. Das Kästchen mit dem Bilde legte sie zu ihren Füßen nieder und die Rosen, die Franz gebracht hatte, in ihre Hand.

Dann war es voller Tag; ein trauriges Getümmel begann, und fremde Leute gingen hin und her. Als die furchtbaren Hammerschläge ertönten, legte Franz stüpfend seinen Arm um das Mädchen, und sie weinte an seiner Brust, als wäre bei ihm ihre einzige und wahre Heimath. An seinem Arme ging sie zum Kirchhofe, und am Grabe standen sie dicht bei einander. Dann führte er sie zurück in die kleine Wohnung, die einst so traulich und nun so öde war. Die alte Nachbarin erwartete sie darin und sah sie mit unruhigen Blicken an.

"Du kannst nun nicht hierbleiben, Kind," versetzte sie

orgenvoll, "und ich weiß nicht, was Du anfangen willst. Für's Erste wärst Du wohl bei mir gut aufgehoben, und wenn Du willst..."

Hanna nickte schweigend; sie hatte den Sinn der Rede kaum verstanden. Franz aber drückte der guten Alten die Hand:

"Sie haben Recht, es ist das Beste. Nehmen Sie Hanna mit sich, nur für kurze Zeit. In wenigen Wochen schon hole ich sie von Ihnen, — als mein Weib."

Jahre sind vergangen. Auf dem Grabbügel, der ein treues, liebendes Herz deckt, blühen in jedem Sommer die schönsten Rosen, und die Beiden, die sie in frommer Erinnerung gemeinjam pflegen, sind glücklich durch Liebe und Treue.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Frau Therese Breitbach-Döllinger, ein verdienstvolles Mitglied des königlichen Schauspielhauses, ist nach dreißigjähriger Thätigkeit an demselben in den Ruhestand getreten. Am 5. September 1857 trat Fräulein Therese Döllinger, in der Rolle der Minna von Barnhelm, zum ersten Male an der Berliner Hofbühne auf. Mit Lina Fuhr theilte sie sich in jener Zeit in die jugendlichen Rollen, ging indessen verhältnißmäßig früh in das ältere Fach über. Im Jahre 1868 verheiratete sie sich mit dem Maler Breitbach. Als „Mutter Fadet“ in der „Grille“ verabschiedete sich die treffliche Darstellerin von dem Berliner Publicum, das natürlich nicht versäumte, durch lebhaften Beifall und reiche Blumen Spenden seine herzliche Theilnahme auszudrücken. Am Schluß der Vorstellung dauerte der Applaus so lange an, daß die Künstlerin sich veranlaßt sah, vor die Rampe zu treten und den Zuschauern in einer kleinen Rede ihren innigen Dank zu sagen. Ein sinniges Erinnerungszeichen verehrte ihr Frau Helene von Hülken, die Witwe des verstorbenen General-Intendanten: ein mit Diamanten geschmücktes Emaille-Vorbereitungsblatt, begleitet von einem Gedichte.

München. — Der Prinz-Regent Luitpold von Baiern verlieh der Frau Hermine Claar-Delia, die kürzlich an der hiesigen Hofbühne mit großem Erfolge gastirte, die Ludwigs-Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Wien. — Die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich traf am 4. Juli in Franzensbad ein, festlich begrüßt von den Behörden und Vereinen der Stadt, welche letztere reichen Fahnen- und Blumenschmuck angelegt hatte. Am Abend wurde die hohe Frau, die im Hotel zur Stadt vom Wohnung genommen, durch Bewohner von Franzensbad und den nächstgelegenen Nachbarorten durch einen festlichen Aufzug bei Fackelbeleuchtung überführt. Eine bedeutende Rolle spielten in diesem Aufzuge die Bewohner von Eger, welche in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts erschienen und eine Egerländer Bauernhochzeit vorkührten. Für die folgenden Tage war eine Serenade aller Gesangsvereine der Gegend geplant.

Paris. — Fräulein Helene von Rothschild hat ihre Verlobung mit dem holländischen Offizier van der Smiffen wieder aufgehoben. Lange hatte die Dame den Einwendungen ihrer Verwandten, welche behaupteten, der junge Mann heirathe sie nur des schönen Rammons halber, Widerstand geleistet und erst kürzlich ein reizendes kleines Palais gekauft, welches sie mit ihrem Gatten zu beziehen gedachte; schließlich aber haben die Vorkhaltungen ihrer Familie doch den Sieg davongetragen.

Der jüngste weibliche Doctor der Medicin ist in Paris Frau von Perodino, eine Russin von Geburt. Der Vorsitzende der Prüfungs-Kommission legte die Dame wegen des glänzenden Ausfalles des Examen.

Fräulein Elisabeth Veisinger, das frühere Mitglied der königlichen Oper zu Berlin, wird ihre Thätigkeit an der Pariser großen Oper als Ophelia in Ambroise Thomas' „Hamlet“ eröffnen. Alsdann wird sie in einer neuen französischen Oper die Hauptrolle übernehmen.

Frau Bertha Makart, die bekanntlich vor ihrer Verheirathung mit dem berühmten Maler eine ausgezeichnete Ballerina war und dann sich dem Schauspiel zuwendete, gedenkt zu dem Schauspiel ihrer ersten Triumphe zurückzukehren. Französische Mättern zufolge soll sie mit der Pariser großen Oper betreffs eines Engagements in Unterhandlung stehen.

Marie van Gandt, die graziose Sängerin, die während zweier Jahre durch schwere Nerven-Überreizung der Bühne entzogen war, hat sich jetzt wieder öffentlich hören lassen. Zunächst gab sie in einer Gesellschaft beim Baron Adolf von Rothschild eine neue Probe ihres schönen Talent, und einige Tage darauf veranstaltete sie zu Gunsten der vom Verande der Opéra Comique Betroffenen eine Matinée, die großen Erfolg hatte. Der Eintrittspreis für das Billet betrug hundert Francs.

Von einem eigenthümlichen Malheur soll Mademoiselle Boulanger, eine Künstlerin des Pariser Residenz-Theaters, betroffen worden sein. Den französischen Mättern zufolge hätten die Aerzte ihr den Gebrauch eines „Bades im Glase“ verordnet, die deutschen Behörden ihr aber die Aufenthalts-Erlaubnis verweigert. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich hier, zumal der Name des Bades nicht angegeben wird, um eine Erfindung, zu welcher der Name der Dame den Anlaß gegeben hat.

Sarah Bernhardt will, nach ihrer Rückkehr aus Amerika, vom 14. Juli bis zum 6. August in London auftreten und hierauf wieder nach Paris zurückkehren, dem sie vierzehn Monate lang ferngeblieben ist. Mit Schätzen reich beladen, wird sie ihren Einzug halten und endlich ihre Schulden, von denen noch ein ansehnlicher Posten übrig geblieben ist, tilgen können. Die bedeutendsten Einnahmen auf der ganzen amerikanischen Reise erzielte sie mit ihren drei in Newyork gegebenen Vorstellungen von „Theodora“, nämlich 126,000 Francs.

London. — Die englischen Blätter bringen noch immer Nachrichten zum Jubiläum der Königin Victoria. Einer der interessanteren ist der folgende: Die Gedanken der hohen Frau hatten noch immer vorzugsweise an dem vor sechszwanzig Jahren verstorbenen Prinz-Gemahl Albert, und sorgsam wacht sie darüber, daß an dem Wibe, das sie von dem Gatten im Herzen bewahrt, unter der Einwirkung der Zeit nichts verblasse. Einige Blätter hatten aus Anlaß des Jubiläum-Festzuges von der Musik zu dem Te Deum erzählt und behauptet, daß der Prinz-Gemahl dieselbe seinerzeit gemeinsam mit Mendelssohn-Bartoldy componirt habe. Schon am nächsten Tage erhielten die Redaktionen den Befehl eines Secretärs der Königin, durch welchen dieselbe richtig stellen ließ, daß Mendelssohn die betreffenden Noten ihres Gatten niemals zu Gesicht bekommen habe, daß also Prinz Albert allein der Verfasser jener Composition sei.

Eine bedeutende Rolle spielte bei der Jubiläumfeier der Festlichkeiten, welcher auf der Gala-Tafel im Buckingham-Palaste prangte. Schon vor Monaten hatte die Firma Gunter von der Königin die Erlaubniß erbeten, ihr zu dem Feste den unerlässlichen Kuchen bereiten zu dürfen, der zudem getreu denjenigen Kuchen nachgebildet wurde, welchen dieselbe Firma vor einem halben Jahrhundert zur Krönung der Königin hergestellt hatte. Der Kuchen hatte neun Fuß sechs Zoll im Umfang, war zehn Fuß hoch und wog, die Decoration, die ihn umrahmte, abgerechnet, eine Viertel Tonne. Die Architektur des Kuchens zeigte die englische Königskrone, von Löwen bewacht; das Ganze war überlagert von einem Tempel, der die allegorischen Figuren der Fama und des Ruhmes trug. Beide Göttinnen waren mit Pokalen versehen, zum Zeichen, daß sie den Ruhm des Festes nach allen Weltgegenden vertheilten. Dieser Tempel war noch weiter überbaut mit einem zweiten Tempel, der von der beschwingten Gestalt des Friedens gekrönt war, welche die Krone des Reiches empor hielt. Die Unterlage des Kronstre-Kuchens war, mit Gold auf weißem Atlas verguldet, in Felder eingetheilt, deren jedes das königliche Monogramm zeigte, und auf jedes dieser Monogramme war ein Goldwerth von drei Guineen verwendet. Zwischen diesen Feldern waren in Relief die fünf Welttheile dargestellt und die Medaillons der Königin und ihres verstorbenen Gemahls angebracht. Weiterer Medaillons trugen die Namen der einzelnen Länder, aus denen sich das englische Weltreich zusammensetzt.

Rom. — Mit der jüngst in Venedig verstorbenen Signora Maria Ughi da Mosto erlosch der letzte Zweig eines alten venezianischen Patrizier-Geschlechtes und zugleich der letzte, noch übrig gebliebenen Zeuge des Falles der Republik Venedig. Maria da Mosto hatte das Licht der Welt am 21. Februar 1792 erblickt und bewahrte sich bis zu ihrem Tode ein treues Gedächtniß für all die historischen Wandlungen, die sie mit erlebt. Die Greisin, welche sich in ihrer Jugend durch große Schönheit auszeichnete und die Spuren davon noch in ihren feinen Zügen und in ihrer hohen, vornehmen Gestalt zur Schau trug, erfreute sich eines großen Ansehens bei verehrender Freunde. An Abenden, — sie empfing noch immer ihre Besuche zu der späten, landesüblichen Stunde, — an welchen sie sich besonders disponirt fühlte, pflegte sie mit einer schier jugendlichen Lebhaftigkeit Episoden aus ihrem Lebensgange zu erzählen. In der reizvollen Tracht des Empire hatte sie die Ehre gehabt, dem Velteroberer Napoleon I. auf der Harse vorzuspielen. In dem Salon der geistvollen Albrizzi war sie mit Byron zusammengekommen und hatte dem Entzigen gelauscht, in das ihn das Lied „Biondetta mia in gondola“ versetzte. Wenige Berühmtheiten aus jener Epoche waren dem Fräulein da Mosto unbekannt geblieben. Eine gebiegene, an Gelehrsamkeit streifende Bildung setzte sie auch in den Stand, solchen Verkehr nach Gebühr zu würdigen. Dem contemplativen Geschmacke jener Zeit huldigend, machte sie Aufzeichnungen und unterhielt eine ausgebreitete Correspondenz mit fernem Freunden, in welchen Schriftstücken sich auch die Eindrücke über die hervorragendsten Persönlichkeiten finden. Noch jung an Jahren, vermählte sie sich mit Paolo Ughi, einem Abkömmling des berühmten florentinischen Geschlechtes Ughi, dessen schon Dante im sechzehnten Gesange seines Paradieses Erwähnung thut. Die nach jeder Richtung hin selten begabte Frau blieb eine Stierde der venezianischen Gesellschaft bis kurz vor ihrem Tode.

Ein Brautpaar, wie es nicht häufig sich zusammenfinden dürfte, feierte in Turin seine Vermählung. Baroness Louisa Sobrero, Tochter des Barons Sobrero und der Signora Vittoria, geborenen Fürstin Colonna, reichte ihre Hand Herrn Robert W. Wilcox, Neffen des Königs Kalafana von Hawaii. Der Bräutigam, dessen Vater ein Amerikaner war, der eine Prinzessin von Hawaii heirathete, ist ein hübscher junger Mann von hahelnußbrauner, etwas in Schokolade hinübergeleiteter Hautfarbe, der einige Jahre die Turiner Artillerie-Schule besuchte. Als Bestände der Braut fungirten Mitglieder der Turiner Aristokratie, während dem Bräutigam der Adjutant des Königs Kalafana, Oberst Bobb, zur Seite stand, der eigens nach Europa gesendet worden war, um diesen Monarchen bei der Feier des Hochzeitsfestes zu vertreten. Nachdem die Hochzeit vollzogen war, unternahm das junge Ehepaar eine Reise nach den Sandwich-Inseln.

Kopenhagen. — Fräulein Ranna Berg, Tochter des früheren Folkething-Präsidenten, von deren juristischen Studien wir neulich berichteten, hat das Examen mit höchster Auszeichnung bestanden.

Tiflis. — Jener überhämmende Theater-Enthusiasmus, wie er vor vierzig, fünfzig Jahren überall gegenüber bedeutenden Bühnengrößen üblich war, ist heute nur noch in Rußland zu finden, und zwar besonders in den halb asiatischen Districten. Madame Sawina, eine auch im europäischen Rußland gefeierte Künstlerin, erzielte mit ihrem Auftreten in Tiflis Erfolge, die bei ihrer letzten Vorstellung fast lebensgefährlich wurden. Als die Künstlerin auf der Bühne erschien, empfing sie ein Regen von seltenen, kostbaren Rosen; ein Vesalladonner erschütterte das Haus. Die Bouquets waren mit Seidenbändern umwickelt, welche Inschriften trugen. Auf einem Bande stand: „Vergessen Sie nicht die Kaufstier; Sie zu sehen, ist für uns ein Glück.“ Auf einem anderen Bande stand: „Ein Gruß aus Petersburg der theueren Maria Sawina. Hüten Sie Ihre Gesundheit! Wir erwarten mit Ungeduld unsere Diva.“ Die Zuschauer applaudirten, wehten mit den Taschentüchern, klopfen mit den Sesseln und die Ausrufe „Bravo“ wechselten mit den Rufen „Wir danken, danken!“ Die der Künstlerin überreichten Geschenke waren sehr kostbar und zahlreich. Vor dem Theater-Gebäude erwartete ein mit Schimmel gespannter Wagen die Künstlerin, und Militärmusik begrüßte sie. Die Straßen strahlten in bengalischer Beleuchtung, und Jubelrufe erschütterten die Luft. Man trug die Beneficentin auf den Händen zur Equipage. Ihre Heinfahrt war eine förmliche Prozeßion; eine unabsehbare Reihe von Wagen, begleitet von einem zahlreichen Publicum, fuhr vor und hinter dem Triumphwagen zur Wohnung der Gefeierten. Sämmtliche Fiacer der Stadt waren in Dienst genommen, und jeder Wagen war bengalisch beleuchtet. Vor dem Hotel, in welchem die Künstlerin wohnte, empfing sie eine zweite Militär-Kapelle und ein herrliches Feuerwerk. Die Quationen waren so betäubend, daß die Künstlerin, im Hotel angekommen, in eine Ohnmacht fiel, aus der sie nur schwer wieder zu erwecken war.

Konstantinopel. — Gräfin Wanda Szecheni, Tochter des bekannten türkischen Divisions-Generals und Oberkommandanten der Feuerwerke von Konstantinopel vermählte sich mit dem Richter am Berar Criminal-Gericht, Mahran Bey Dabian, einem Neffen des Staats-Secretärs im Ministerium des Aeußern, Artin Essenbi Dabian. Der Bräutigam entstammt demselben Hause, dem die mingrelische Fürsten-Familie angehört, jedoch einer andern Linie.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Statt wie früher die Bandschlingen der Hut-Garnitur nach aufwärts zu richten, werden sie jetzt auf dem Hutbedeckel angebracht, jedoch die Schlingen nach unten herabhängend. Auch langgestielte Blumen befestigt man in derselben Weise, sodass die cascadenartig herabfallenden Blüten die ganze Form überdecken. Gartenhüte aus weichem Bast sind förmlich überrieselt von Goldregen, Hyacinthen, Marguerites, deren zart-grüne Stengel und goldige Kelche durch den verhältnissmäßig weichen Tüll schimmern; — entzückend morgenfrisch, doch vergänglich, wie Morgenthau.



Der moderne Sport des Angelns hat sich auch das dazu gehörige Kostüm geschaffen, welches Zweckmäßigkeit mitzierlichkeit vereint. Den glatten, einfarbigen Wollrock unseres Angeler-Kostüms umgibt in breitem Streifen gemusterter Stoff, aus dem auch Draperie, Taillen-Einsatz und Kermel-Ausschlüge bestehen. Schwarzer Leder-gürtel. Strohhut mit Stoffschleife, gelbe Lederstiefel mit Lackbesatz. (Wojadquelle: S. Vandauer, SW. Unter den Linden 67.)

Länglich runde Jacken mit umgesäumtem Kande begrenzen die breiten Plissé-Bolants, mit welchen man die langen Tuniques der Roben aus leichtem Foulard und Pongé umgibt. Die Jacken wiederholen sich an dem Hals-ausschnitt der Taille, deren Vordertheile, an den Schulter-Röhren eingereiht, den Hals frei lassend, sich schawlartig über der Brust kreuzen und durch einen Halbgürtel und Schleifen aus Moiré-Band geschlossen werden.

Foulard, in-discher Mull, Stickerei und Spitzen bilden die Bestandtheile der drei sommerlichen Gesellschaft-Toiletten, deren jede anders arrangirt ist, doch ihren besonderen Stempel trägt. Die Hüte, welche mit Schnitt und Machart der Roben auf's Engste harmoniren, betonen das elegante, das feine und das idyllische Genre.



Eisenbeinfarbener Moiré antique ist das enfant gâté der Saison. In der verschiedensten Form macht er sich geltend: als Revers, Debant am Kocke, als Gilet oder in Herzform an der Taille der schwersten Seiden-, oder Damast-, wie auch an der düstligsten Spitzen- oder Batist-Robe. Gürtel und Schleife er-giebt hierzu immer glatterändertes Moiré-Band.



Zwei sehr aparte Formen zeigen die Strandhüte für junge Mädchen: der eine Hut aus eng-lischem weissen Stroh ist mit erdbeerrothem Reps-band, der andere aus mexikanischem Stroh mit maifarbener Stickerei auf schwarzem Grunde garnirt. Dem runden Strandhütchen für Kinder dient ein Madras-Tuch, dem mützenartigen, zackig ausgeschlagenen weisse Seide als Auspuh.

Anzeigen

falls solche nicht als für Die illustrierte Zeit ungerichtet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einbaltige Nonpareille-Beile über deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Zeit zu Berlin W, Potsdamer Straße 38, und in Wien I, Operngasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugeandt, so lange der Inser-tions-Auftrag dauert.

Saison vom 15. Juni bis 1. October.

OSTSEEBAD ZOPPOT

Station der Hinterpommerschen Bahn: 1/2 Stunde von Danzig.

Reizende Lage, Milder Wellenschlag, Schattige Promenaden und Parks am Strande. Kalte und warme See-, Sool-, Eisen- etc. Bäder und Douchen. Gasbeleuchtung. Sommer-Theater. Grosses elegantes Carhaus. Vor- und Nachmittags-Concert der Curkapelle. Römische, Gondelfahrten etc. 1836 Badefrequenz 5284 Personen. Gute und billige Wohnun-gen. — Prospekte versendet und Auskunft ertheilt

Die Badedirection.

Junge Damen, welche sich zur Ausbildung resp. Erlernung einer Branche in Berlin aufhalten müssen, finden stets freundliche und selbige Pension von 40 Mk. an, auch halbe Pension. Empfehlungen stehen zur Seite. Ad. Frau J. Voigt, Berlin SO, Albalberstr. 38, 50.



Durch Leichtigkeit und genialen Schnitt ausgezeichnet ist die für den Sommer bestimmte Morgen-robe aus ungefüllter heliotrop-farbener Seide, unter der ein blaß-blauer Surah-Rock mit Spitzen-Bolants hervorschaut. Blaues Band umgürtet die Taille und nimmt den Rock an einer Seite auf.

Der weite Kermel, durchgehends aus Spitzenstoff, Etamine oder Batist angefertigt, wird bei undurchsichtigen Geweben, wie Sommerseide und Beige, dahin modifizirt, daß er, nur am Kermel-Ausschnitt eingereiht, sich an der Schulter leicht aufbauht und, all-mählig schmaler werdend, sich vom Ellbogen abwärts dem Vorderarme knapp anschließt. Der immer sel-tener werdende Ellbogen-Kermel wird der Länge nach mit Stickerei oder Zaden-Auspuh in der Weise verziert, daß Zade gegen Zade stößt; durch die hierdurch entstehenden, länglich-viereckigen Zwischenräume schimmert der Arm oder der unterlegte, weisse Batist oder Moiré antique.

Aus Wien wird uns geschrieben: „Apple blossoms“ und „Triple Tanglewood“ nennen sich augenblicklich die beliebtesten Turf-Parfüms. Die echte Sport-Comtesse bedient sich dazu eines Raffraichisseurs aus farbigen Glas, in Gestalt eines winzigen Globus, auf dessen emailirter Oberfläche, statt der Welttheile, Meere, Flüsse und Städte, die Namen sämmtlicher Mode-Parfüms verzeichnet sind.

Für den Sommer empfehlens-werth ist die jedes jugendliche Ge-sicht allerliebst kleidende Frisur, welche, neben großer Einfachheit, den weiteren Vortheil hat, daß sie das Haar schon und die Kopfhaut eine Weile von jedem Drud befreit. Das Haar wird über das Ohr glatt nach hinten gebürstet, unterwärts auf-gerollt und mit einem breiten, zur Toilette passenden Bande gebunden.



Eine neue Spielerei ist der Revolver-Fächer, welcher die tödtliche Waffe täuschend nachahmt und Jedem an eine ernstliche Wehr denken läßt, wenn eine Dame ihm den blinkenden Lauf entgegenhält. Statt des erwarteten Schusses entfaltt der Drud auf den Hahn jedoch nur das zierliche Halbmond des Fächers.

Genähte Säumchen findet man nicht allein an Kragen und Manschetten aus weichem Batist, an den Kermeln und Lätz-thellen der Foulard- und Batist-Blusen und den allen Sommer-Toiletten beigegebenen, vom Stoffe der Robe angefertigten Sonnen-schirmen, sondern selbst das englische Wollstoffium, das sonst jede Verzierung streng ausschließt, stattet man mit Gilet, Pla-trois und herzförmigen Einsatzeilen aus, welche mit schur-dünnen Säumchen förmlich bedekt sind. Auch die großen, drei-edigen Taschen, welche die vordere kurze Schürzen-Draperie dieser Kostüme neuerdings abzuschließen pflegen, erhalten eine Säum-chen-Verzierung.

Soirée bei der Marquise de Saint-Clou zu Paris. — Unter den Toiletten, die durch Pracht und edle Einfachheit das Auge fesseln, ist zunächst die der Comtesse Rimery de la Rochefoucauld zu erwähnen, welche aus lila Krepp und Atlas bestand. Die kleinen Paniers sahen Hyacinthen-Guir-landen ein. Große Schleife und Diamanten an der Brust und im Haar. Ebenfalls in Vila erschien die Comtesse de Brigode, deren Kampas-Robe ein mit Schleifenreihen verziertes Krepp-Tablier derselben Farbe sehen ließ. Im Haar funkelte ein riesiger Schmet-terling aus Diamanten. Madame Dufresne de Saint-Vion trug eine Toilette Louis XV. aus rothem Atlas; Taille, Paniers und Schleppe von prächtigen, alten Spitzen bedekt, eine rothe Feder-Aigrette mit Diamanten im Haar. In weissem Lampas, nur mit köstlichen Diamanten geschmückt, war die Comtesse de Puysegur, in weissem Brocat, mit einem Hopfenranze im Haar, Fräulein de Mailly-Chaston erdienen. Aquilletten und ein fünfzeihiges Perlen-Gollier schmückten die gleichfalls in Weiß erschienene, à la Herzogin von Burgund frisirte Marquise de Villefranche. Das schwarze Spitzenkleid der Vicomtesse de Montreuil war durch Jet- und Diamanten-Lilien aufgenommen, die in lang herabfal-lenden, rothen Schleifen sahen. Fräulein Teixeira trug über einem weissen Spitzenrod ein Pompabour-Herbertkleid mit hellgrauer Moiré-Schärpe. In weissem Tüll mit Spitzen-Panneaux zeigte die Robe der Vicomtesse de Croix himmelblaue Moiré-Garnitur. Die Comtesse Charles des Jénards, in Schwarz und Weiß, funkelte von Diamanten. Kornblumen-Guirlanden rafften das königsblaue Atlas-Gewand der Comtesse de Montreux.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Giftfreie Mittel gegen Mäuse. — Siebt es zur Vertilgung dieses Ungeziefers ein Mittel, das keine giftigen Substanzen ent-hält und somit die Hausthiere nicht gefährdet?
Junge Pfarrer in.

Ameisen auf Obstbäumen. — Meine jungen Kirschbäume werden viel von Ameisen heimgesucht, welche die reisenden Kirsch-en angreifen. Wie kann ich die Thiere von den Bäumen fern halten?
Süddeutsche Leserin.

Rinderbrust à la Polonoise. — Wer kennt die Bereitungs-art dieser schmackhaften Schüssel?
M. R. in B.

Waschbrett. — Ist das sogenannte Waschbrett für die Wäsche zu empfehlen? Wer lehrt mich, bejahenden Falles, die Anwen-dung des Brettes?
Unerfahrene Hausfrau.

Kirschen in Franzbranntwein. — Kürzlich bekam ich ganz vorzüglich munde eingemachte Kirschen zu kosten, die, wie ich auf Befragen erfuhr, nach einem neuen französischen Verfahren in Franzbranntwein eingemacht worden. Wer ertheilt mir über dieses Verfahren nähere Auskunft? Süddeutsche Leserin.

Antworten.

Rahrmittel im Sommer ohne Eisschrank zu conserviren (306). — Der beste Erfolg für einen fehlenden Eisschrank ist eine Eislaffe, die, ungefähr 1 1/2 Meter lang und 1/2 Meter breit, aus Holz angefertigt wird, und zwar so, daß eine zweite, kleinere Kiste in der ersten Raum findet. Den leeren Raum zwischen beiden Kisten füllt man mit Sägespänen und bedekt das Ganze mit einem Deckel, der ebenfalls doppelt ist, mit Häckel gestopft wird und fest schließt. Selbst im heißesten Sommer erhält sich Fleisch, Butter u. in solchen Kisten, die oben mit Eis bepackt werden, vollkommen gut.
R. A.

Maulwurf (282). — Man sollte dem Maulwurf nicht nach-stellen: sein „Minenrieg“ ist ja nur gegen das Ungeziefer, den schlimmsten Feind der Pflanzen, gerichtet. Statt ihn hierin zu stören, leistet man ihm besser Beistand, indem man die vom Maulwurf aufgestoßene Erde wieder einsetzt, die in den Maul-wurfgängen geloderte Erde wieder festtritt und zugleich durch Begießen die Pflanzen vor Trockenheit bewahrt. Hat der Maul-wurf seinen Vernichtungskrieg gegen das Ungeziefer beendet, so begiebt er sich von selbst in ein anderes Jagdrevier. Der Rasen wird an den Stellen, die er ausgebeutet, dichter und frischer, denn zuvor. — Will man absolut den Maulwurf von bestimmten Stellen des Rasens fern halten, so empfiehlt es sich, nach Aus-kunft erfahrener Gärtner, daselbst Fisch-Abfälle zu vergraben und solche auch in die Maulwurfgänge zu stecken. Der „dunkle Ehrenmann“ soll den Fisch-Geruch nicht vertragen können.
M. v. J.

Unkraut in Steinpflaster (282). — Das Unkraut läßt sich durch wiederholtes Uebergießen mit kochendem Wasser oder, noch wirksamer und schneller, mit Schwefelsäure entfernen.
S. T.

Unkraut in Steinpflaster (282). — Man streue mit der Hand reines, trockenes Viehsalz auf das Steinpflaster. Die Wirkung liegt immer am größten, wenn das Salz einige Tage am Boden liegt, bevor es vom Regen aufgelöst wird. Das Salz reinigt nicht nur die Oberfläche, sondern macht auch den Boden fest.
Gleich gut, wenn nicht besser, ist folgendes erprobte Recept: Cyperditriol oder Blausäure, 1 Pfund auf 10 Liter Wasser ver-dünnt und aus der Gießkanne gegossen, tödtet sicher jede Vege-tation zwischen den Steinen. Die Wirkung dieses Gemenges er-streckt sich auf mehrere Jahre.
S. v. d. L.

S. S. in J. — Wenn das Seifenstein nach dem in der genannten Nummer angegebenen Recept, bei genauer Befolgung desselben, mißlang, so lag der Fehler entweder an dem Wasser, das zu hart, oder an dem Seifen-stein, der nicht frisch genug war. Versuchen Sie es noch einmal, indem Sie das Fett, — an dem übrigens nichts verderben ist, — abgießen und es mit Regen- oder weissem Regenwasser ansuchen. Sollte nach dem Zufuß von Seifenstein ein abnormales Gerinnen erfolgen, so erheben Sie das ansehbare Quantum; der Stein hat dann nicht die gemüthliche Länge ergeben. Auch muß die Seife erstlich gerührt werden, damit sie sich bindet. Das Recept selbst ist vollkommen zuverlässig.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Supplement mit folgendem Inhalt: Illustrationen: Die gegenseitigen Wetten bei den Rennen zu Longchamps. Von F. de Haenen. Scene aus einem See-Manöver bei Portsmouth. Von W. H. Over-land. Nacht-Wache der Londoner Feuerwehr. — Text: Zeitgeschichtliche Rundschau.

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen nebst jährlich 24 Roden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Rodenbildern; vierteljährlicher Abonne-ments-Preis 2 R. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Rodenbilder und 12 Rodumbilder) kostet vierteljährlich 4 R. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Deutsche Lebensversicherungs-Gesellschaft a. G.

Errichtet 1869. **Potsdam.** Errichtet 1869.

Aktiv-Vermögen: 9 Millionen Mk. Versicherungsbestand: 62 1/2 Millionen Mk. Angewandte Reserven: 8 Millionen Mk.

Kapital-Versicherungen

für den Todesfall sowie für eine bestimmte Lebensdauer.

Sterbekassen-, Kinder- und Aussteuer-Versicherungen.

Leibrenten und Alters-Versicherungen

unter eulantesten Bedingungen.

Kostenfreie Auskunft ertheilen sämmtliche Vertreter der Gesellschaft an allen grösseren Plätzen, sowie

Die Direction in Potsdam.

Frische Havanna-Ananas,

ca. 1 Rilo schwer, pro Rod von 4 Stük M. 12.— verzollt, franco.

Robt. Kapferr, Hamburg.

Reinwollene Regenmantel und Damen-leiderstoffe, einfarbig und gemustert, ver-fende ich in jedem Maße zu Fabrikpreisen. Muster franco. Versandt franco gegen Nachnahme.

Robert Schulz, Tuchfabrik in Neu-Rubin.

Wer sich e. z. z. Weyl'schen heiß Badestuhl kauft, k. sich m. 5 Kubeln Wasser u. 1 Kilo Kohlen lässlich warm baden. E. i. n. Jeder der sich hier ver-lange per Post, erl. den saßend. illust. Preis-couard grat. L. W. e. y. l. Berlin W., Leipzigerstr. 41.

Weisse Seidenstoffe

ca. 100 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

Weisseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide)

Mk. 1.45—1.75—3.55—4.30 per mètro.

Weisseidene Ripse (ganz Seide)

Mk. 2.45—3.55—4.65—5.50—6.35—7.40—8.50—9.15—10.90 per mètro.

Crème-weisseidene Ripse (ganz Seide)

Mk. 2.45—3.55—5.50—6.35—8.50 per mètro.

Weisseidene Satins merveilleux (ganz Seide)

Mk. 3.55—4.35—4.95—5.75—6.90—7.70—8.60—10.25 per mètro.

Crème-weisseidene Satins merveilleux (ganz Seide)

Mk. 3.55—4.35—4.95—5.75—6.90—7.70—8.60—10.25 per mètro.

Weisseidene Surahs (ganz Seide)

Mk. 2.95—3.90—4.65—5.30—5.90—6.75—7.55 per mètro.

Crème-weisseidene Surahs (ganz Seide)

Mk. 2.95—3.90—4.65—5.30—5.90—6.75—7.55 per mètro.

Weisse Moirée antique (ganz Seide)

Mk. 7.70—8.65—10.00—11.00 per mètro.

Weisseidene „Faille Française“ (ganz Seide)

Mk. 3.85—4.65—5.45—6.90—8.65—9.80—10.90—12.40 per mètro.

Weisse halbseidene Atlasse

Mk. 1.25—1.95—2.70—3.10—3.55—3.95—4.30—5.15 per mètro.

Crème-weiss halbseidene Atlasse

Mk. 1.25—2.70—3.55—4.30—5.15 per mètro.

Weisse Satins Duchesse (ganz Seide)

Mk. 2.95—5.45—6.10—6.90—7.70—8.65—9.45—10.90—12.40—14.60—18.25 per mètro.

Crème-weisse Satins Duchesse (ganz Seide)

Mk. 5.45—6.10—7.70—9.45—12.40 per mètro.

Weisseidene Damaste (ganz Seide)

Mk. 3.90—5.90—7.85—10.25—11.60—14.— per mètro.

Crème-weisseidene Damaste (ganz Seide)

Mk. 5.80—7.85—10.25 per mètro.

Crème-weiss Moirée Française (ganz Seide)

Mk. 7.70—8.65—10.00—11.00 per mètro.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.
Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau, für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz.

RUDOLSBAD

Station RUDOLSTADT in Thüringen. — Herrlich gelegener Luftkurort. Grosser schattiger Kurpark, schöne wald. Umgebung. Bäder aller Art, besonders Fichtennadelbäder, bewährt bei Rheumatismus. Trotz grossem Komfort mässige Preise. Rudolstadt eignet sich auch zur Nachkur und für Nervenkünder, welche in dem Trübel eines grossen Badoortes sich nicht wohl fühlen. Prospekt franks durch die Badverwaltung.

Papierlaternen & Fackeln, Bigotphones, Sommerspiele, Luftballons, Turnapparate, Cofillon- und Carnaval-Artikel, Cartonagen, Attraper

empfehlen die Fabrik von Gelbke & Benedictus, Dresden

Damen-Kleider-Loden

80 cm breit zu 90 kr. M. 1.50 u. 2. L. 1.10 M. 1.85 empfiehlt und sendet auf Verlangen Muster Anton Dolar, Klagenfurt.

J. Pinf, Spitzen-Manufactur Berlin, Jägerstrasse 23.

Grösstes Lager Hämtl. Spitzen u. Spitzenartikel. Recht und Imitation. Spitzenconfection. Spitzenwäsche. Aufbesserung. Applikation.

Glasen-Nachlichte, unübertroffen seit 1808. total präpariert, darunter silberne Medaillen Paris 1847, Nürnberg 1852, Amsterdam 1853. Vor Nachbild. wird gewarnt.

Perl-Passementerierien

in den neuesten Dessins, schwarz und farbig. Sämtliche Artikel zur Damenschneiderei. Knöpfe, Schnallen und Agraffen. Beste Schweissblätter, Möbelposamenten, Häkeltützen u. -Muster, Nähmaschinenrichtungen. Gebrüder Schüler Nachfolger. Berlin W, 61, Markgrafenstrasse 61.

P. Leuchtmann & Co. Berlin SW, Leipziger Str. 83.

Damenhüte. Künstliche Blumen, Pflanzen etc. Strauss- und Schmuck-Federn. Preisliste über künstliche Pflanzen, Jardinières u. Blumen-Arrangements franco!

Die Kronen-Apotheke in Berlin

Friedrichstrasse 160 verendet gratis und franco einen Prospect über ihre rühmlichst anerkannten Gesundheits-Zollettemittel und über Saun- und Erquickungsmittel.

Sommersprossen

entfernt über die bewährte „Spitzer's Sommerprossen-Salbe“ in Originalflaschen à 1 M. 50 Pf., nur allein edt im General-Verant in Berlin bei Gustav Vohle, R. S. Hoflieferant, Jägerstrasse 46.

Griechische Weine

1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten

Claret, herb und süss, Flaschen und Kiste frei versendet zu 19 Mark

J.F. MENZER Ritter des kgl. griechischen Erlöser-Ordens Neckargemünd Erstes u. ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

Wer an Saarausfall, unreinem Teint (Nütesser etc.) leidet,

wer gesunde und weisse Zähne erlangen und sich erhalten will, der findet in Georg Kühne's „Rathgeber für Kosmetik“, der ausgezeichnet wurde durch allergnädigste Entgegennahme von Seiten deutscher und ausländischer Höfe, dem mehr als 200 der angehefteten deutschen Aerzte das grösste Lob spendet haben, für welchen medicinische Zeitungen und alle grossen Journale, wie Illustrierte Zeit, Gartenlaube, Ueber Land und Meer u. u. warm empfehlend eingetreten sind, die besten, practisch erprobten und wissenschaftlich begründeten Rathschläge. Er bietet für jeden Gebildeten viel des Interessanten und Wissenswerthen!

Zur Bekämpfung der auf dem Gebiete der Kosmetik herrschenden Charlatanerie verendet der Verfasser: Apotheker Georg Kühne, Dresden-Neust. diesen Rathgeber (unbrochirt) gratis und franco an Jedermann, sowie in Buchform, 5. Aufl., mit Ergänzungen von Hofrath Dr. med. Krug, gegen Einfindung von 1 Mark, verchlossen 1 Mark 20 Pf., gegen Nachnahme 1 Mark 50 Pf.

Smyrna-Knüpff-Arbeiten.

(Kissen, Polster, Teppiche etc. auf Canvas) der Würzener Teppich- und Wolou-Fabrikation Act.-Ges. (Preisgekröntes Fabrikat.) In Cartons, enthaltend das gesammte reichliche Material, Werkzeug und color. Muster mit oder ohne Anfang, 57 gefeilt, geschützte Muster nebst Preisliste, und Anleitung franco auf Verlangen. Zu größeren Arbeiten liefern Originalzeichnungen und Hämtl. Material. Würzener Smyrna-Wolle (47 Farben vorräthig), vorzügl. Qualität, auch febrat, filoweiß. Wiederverkäufern hoher Rabatt. Alleinvertrieb: F. A. Schütz, Königl. Hofl., Berlin W, Friedrichstr. 79. (Teppiche und Möbelstoffe.)

Jede Dame ist

im Stande alldenteiche gepunzte Lederarbeiten als schöne Gebrauchs- und Geschenksgegenstände herzustellen. Werkzeugen mit Anleitung und Vorlagen hierzu, Preis M. 6, M. 10 u. M. 15, sowie Holz- und Lederbandapparate, Preis M. 20 u. M. 25 verendet Gustav Fröhliche, Königl. Hoflieferant, Leipzig.

Chemische Waschanstalt

Reinigung jeder Art unzertrönter Herren- & Damen-Garderobe, Möbelstoffe, Sammet, Gardinen, Spitzen, Teppiche, Pelzsaachen, u. s. w. Farberei. Aufträge ausserhalb werden prompt effectuirt und erbitte diesen direkt an die Fabrik Charlottenburg Lützow-Str. 5 zu adressiren. Judin Imprägnirungs-Anstalt zur feuer-sicheren Imprägnirung von Theater, Holz, Coullissen, Gewebe etc.

Atelier und Schule für Kunststickerei von Frau Elise Bender, Wiesbaden,

Hofstickerei J. Kaj. Hof, der Frau Prinzess Louise von Preussen u. des Herzogs Reich von Nassau. Gold, Medaille Amsterdam 1880. Liefert in tadelloser Ausführung nach künstlerischen Entwürfen: Kirchen-Paravants, Vereinsfähnen, Zimmer-Decorationen, Holz- und Metallarbeiten, Toiletten, Familienwappen, Goldstickereien in jeder Technik, Uniformen, Monogramme und Weichstickereien vom einfachsten bis reichlichen Genre. Für alles Vergrünante zu billigen Preisen Entwürfe u. Lieferungen auf alle Stoffe. Anfängen der Arbeiten. Verzügliche Anfertigung zum haallichen Handarbeitlererinnen-Veren. Empfohlen von Autoritäten. Auch empfohlen v. der Modewelt. Auskunft bei: Pension im Hause für answärts. Schillerstr. 75 pro Monat incl. Schulgeld.

Eine ältere alleinstehende, wirthschaftlich erfahrene Dame,

geprüfte Lehrerin und feilbere Erzieherin, welche französisch spricht und musikalisch ist, sucht Stellung zur Führung des Haushalts, als Gesellschaftlerin einer alten Dame oder als Erzieherin grösserer Kinder. Gefällige Adressen erbeten unter Chiffre A. Z. Berlin W Lützow-Str. 29, in der Leibbibliothek.

- Anzeigen
- Anzeigen
- Anzeigen
- Anzeigen
- Anzeigen
- Anzeigen
- Anzeigen
- Anzeigen
- Anzeigen
- Anzeigen

Die Expedition der Illustrierten Zeit, Berlin W, Potsdamer Str. 58 Wien I, Operng. 3.

Dresdener Patent-Kinderwagenfabrik

G. E. Höfgen, Dresden-N. Königsbrückerstrasse 75 liefert direct an Private Kinderwagen und Fahrstühle neuester Systeme, mit und ohne Gummi zum Preise von 12—150 Mark. Eiserner Kindernetzstellen fester und bequemste Lagerstätte für Kinder bis zu 10 Jahren. Preis 10—60 Mark. Auf Wunsch schnellste Zufendung. Reich illust. Catalog gratis und franco.

Conserven für Privatbedarf.

Die Hauptniederlage der Lübecker Conserven-Fabrik vorm. D. H. Carstens in Berlin SW, Friedrichstrasse 218. verendet Erzeugnisse der Fabrik direct an Private zu Originalpreisen. Preis-Cataloge zu Diensten.

Clemens Müller, Dresden-N.

Nähmaschinen-Fabrik gegründet 1855 empfiehlt in vorzüglichster Ausführung die hocharmigen neuen Nähmaschinen für Haus und Gewerbe. Vortheile: Sehr leichter geräuschloser Gang, unübertroffene Leistungsfähigkeit, gediegene hochelegante Ausstattung.

Spezial-Wäscherei für Gardinen

Frau A. Sandkuhl, Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 27. Mull- oder Tüllgardinen, pro Fenster M. 1.50 bis M. 2.— Engl. Tüllgardinen, weiss und cremefarben „ 1.20 „ 2.— Siler, Satin- u. Gardinen „ 2.— „ 3.— Reparaturen werden billig berechnet. Prompte und freie Abholung und Ablieferung. Nach answärts portofreie Rücksendung.

OTTO HERZ & Co's

SCHUHE UND STIEFEL

SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZMARKE VERSEHEN

FRANKFURT A.M.

Zu haben in allen besseren Schuhhandlungen des In- und Auslandes.